

Ferdinand Rohrhirsch

Zur Bedeutung des Menschen- bildes in der Diskussion zu einem bedingungslosen Grundeinkommen

Philosophische und theologische Anmerkungen



universitätsverlag karlsruhe

Ferdinand Rohrhirsch

Zur Bedeutung des Menschenbildes in der Diskussion
zu einem bedingungslosen Grundeinkommen

Philosophische und theologische Anmerkungen

Impulse für eine unternehmerische Gesellschaft
Hrsg.: Interfakultatives Institut für Entrepreneurship (IEP)
der Universität Karlsruhe (TH)
Band 2

Zur Bedeutung des Menschenbildes in der Diskussion zu einem bedingungslosen Grundeinkommen

Philosophische und theologische Anmerkungen

von
Ferdinand Rohrhirsch



universitätsverlag karlsruhe

Impressum

Universitätsverlag Karlsruhe
c/o Universitätsbibliothek
Straße am Forum 2
D-76131 Karlsruhe
www.uvka.de



Dieses Werk ist unter folgender Creative Commons-Lizenz
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

Universitätsverlag Karlsruhe 2009
Print on Demand

ISSN: 1866-2218
ISBN: 978-3-86644-325-9

Ausgangspunkte

„Viele sehen ihren Lebenssinn darin, Kohlehydrate oder Alkohol in sich hinein zu stopfen, vor dem Fernseher zu sitzen und das Gleiche den eigenen Kindern angedeihen zu lassen.“

Oswald Metzger, stern.de, politik, deutschland, 603071. html,
20. November 2007.

„Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen, und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“

Friedrich Schiller, Augustenburger Briefe, 11. Nov. 1793.

„ ... hier ist allein dieses gefordert: die Bereitschaft, das Wesen des Menschen aufs Spiel zu setzen“.

Martin Heidegger, Grundbegriffe, Ga 51, S. 2.

Zusammenfassung

Die Diskussion der möglichen Auswirkungen eines bedingungslosen Grundeinkommens zeigt nachdrücklich die Wirksamkeit eines zugrundeliegenden Menschenbildes. Das gängige Bild des Menschen ist das eines zur Inaktivität neigenden, intelligenten Tieres, das zur Selbststeuerung fähig ist. Darüber hinaus kann es durch geeignete, außengesteuerte Anreizmechanismen „aktiviert“ werden.

Dominiert wird der Mensch durch eine Vernunft, die sich als planende und berechnende Rationalität begreift und bestimmt. In dieser Ausprägung hat sie es als „wissenschaftliche“ Vernunft zur Blüte gebracht. Ihre Erkenntnisse wie ihre Erfolge bestätigen und legitimieren ein dem gemä-ßes Denken. Die Ausprägung und Überhöhung dieser Rationalitätsform bewirkt, dass die Leiblichkeit des Menschen als *unvollständig*, ja als Gegner des Menschen aufgefasst wird. Der wahre Mensch ist der „geistige“ (das heißt rational ausgeprägte) Mensch.

Die Frage nach dem Bild des Menschen ist keine belanglose Frage. Wer nach dem Menschen fragt, fragt nach sich selbst. Die Frage nach dem Menschenbild hat den Charakter einer *Gretchenfrage*.

Gretchenfragen eröffnen den eigentlichen Zugang zum Menschen. Wer sich Fragen dieser Art aussetzt, der wird sich seiner Freiheit und Autonomie bewusst. Das Wissen um und das Haben von Freiheit verbürgt noch keinen sachgerechten Gebrauch. Die Anforderungen, die einer Person aus ihrem *Freisein* erwachsen, lassen sich weder mit purer Rationalität noch mit Instinkt allein beantworten.

Damit ist ein Zentralproblem des Grundeinkommens angesprochen. Wie können Personen zum verantwortlichen Freiheitsgebrauch motiviert bzw. angeleitet werden? Ist dies möglich mit Druck, Sanktion etc.? „Arbeitet“ niemand mehr, wenn er sich nicht dazu genötigt erfährt, sei es von (s)einer Natur oder einer Agentur für Arbeit? Oder ist in diesen Befürchtungen ein Bild des Menschen herrschend, das durch eine Rationalität bestimmt wird, die in ihrer Flucht vor ihrem Grund „Natur“ zwangsläufig als *mangelhaft* und minderwertig bewertet?

In ihrer Verkennung des Menschen verkennt sie, was Arbeit für das Menschsein bedeutet. Arbeit ist mehr und anderes als Beschäftigung. Arbeit ist Selbstaussdruck, das heißt Vollzug des Menschseins. Arbeit ist Gegenwart, ist Geistesgegenwärtigsein.

Ein Grundeinkommen erscheint vielen als ungeheuerliche Möglichkeit.

Das ist es. Mit ihm kann die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens (je meines Lebens) nicht mehr mit alleiniger Existenzsicherung beantwortet werden. Die Zumutung, sich seiner Sinnhaftigkeit zu stellen und diese „arbeitend“ zu vollziehen macht Angst – führt sie doch vor die eigene Freiheit und somit in den Grund des eigenen Wesens.

Inhaltsverzeichnis

Ausgangspunkte	5
Zusammenfassung	7
Vorwort	11
1. Das Bild des Menschen ist bedeutsam, wenn auch nicht notwendig menschlich	13
1.1 Der Mensch ist ein Tier, vielleicht sogar eine „faule Sau“	13
1.2 Macht erst die Gelegenheit Sozialbetrüger oder sind diese im Bild des homo oeconomicus schon vorweggenommen?	21
1.3 Der Mensch ist ein Tier, aber dann doch eher ein intelligenter Affe	25
1.4 Die den Menschen beherrschende Rationalität und ihre Furcht vor ihrer Natur verhindert eine bessere Natur	33
2. Gretchenfragen öffnen Grundbegriffe des Grundeinkommens	39
2.1 Gretchenfragen ermöglichen Zugänge zum Wesentlichen in der Frage nach dem Bild des Menschen	39
2.2 Handels- und Handlungsplattformen, die auf Mittel-Zweck- orientierten Menschenbildern fußen, funktionieren, aber integrieren nicht	43
2.3 Integration bedeutet Selbstwerdung – zum Wohle für andere Selbstwerden und Weltwerden gehören als sich verringende Glieder zur selben Kette	48
3. Annäherung an einen Grundbegriff des Menschen – Arbeit, das heißt seiner Freiheit	53
3.1 Arbeit ist anderes als (mühevoll) Beschäftigung	53
3.2 Arbeit ist keine Strafe, sondern Kennzeichen der Nähe Gottes	56
3.3 Arbeit ist Seinsvollzug und damit Schaffung von Gegenwart	59
4. Glück ist kein Element einer Sozialgesetzgebung	63
Literatur	67
Der Verfasser	71

Vorwort

Ob Interesse bestünde zur Formulierung einiger Gedanken zum Thema Grundeinkommen aus philosophischer und theologischer Perspektive? So lautete zusammengefasst der Inhalt des Telefonats, das Anfang Januar 2008 mit Herrn Ludwig Paul Häußner vom Interfakultativen Institut für Entrepreneurship der Universität Karlsruhe (TH) geführt wurde.

Schreiben beinhaltet die Offenlegung der eigenen Sicht auf die Dinge. Sie bedeutet die Kundgabe des persönlichen Standpunktes und *zugleich* seine Rechtfertigung, das heißt die Mitteilung des „warum“.

Die Beantwortung des „warum“ im Sinne einer Begründung ist erst in zweiter Linie an andere gerichtet. Der Aufruf zur Rechtfertigung geht primär an sich selbst. Nur wer die Gründe und Abgründe seines Standpunktes zu erkennen sucht, indem er dessen Ursprünge offenlegt und sie der Bewährung im eigenen Leben aussetzt, erst dieser kann andere – guten Gewissens – einladen, sich diesem Standpunkt traugend zu nähern, um ihn auf seine Tragfähigkeit zu prüfen.

Eigene Erlebnisse und die daraus gezogenen Erfahrungen können ein Engagement erleichtern. Ihre Gefahr besteht darin, dass sie die Orientierung auf „Sachlichkeit“ erschweren. Gerade dann, wenn man sich selbst als „Sache“ behandelt erfährt und Enttäuschung und Resignation wie auch Wut und Verachtung den geforderten weit umfassenden Blick zu verengen drohen. Wut und Verachtung sind keine Argumente *gegen* eine Gesetzgebung, die – so wird unterstellt – das Gute zwar will, doch mit dem Einsatz ihrer Mittel ihr Gegenteil schafft. Ebenso wenig sind Wut und Verachtung Argumente *für* ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Der Vorteil eigener Erlebnisse liegt in der Erhöhung der Sensibilität, für das scheinbar Alltägliche und das angeblich Selbstverständliche. Das ist weder für Theologen noch für Philosophen von Nachteil. Zeigt sich doch nach Martin Heidegger im Selbstverständlichen die Abgründigkeit der Welt. Mit ihm wird die Skepsis gegen Werte geteilt. Werte sind Ausdruck der Herrschaft des Subjekts über das Seiende. Werte haben dann Konjunktur, wenn Wesentliches schon verloren gegangen ist. Werte taugen nicht viel, wenn sie auf Kosten der Würde je *dieser* Person verwirklicht werden.

Ferdinand Rohrhirsch

1 Das Bild des Menschen ist bedeutsam, wenn auch nicht notwendig menschlich

1.1 Der Mensch ist ein Tier, vielleicht sogar eine „faule Sau“

In der Diskussion um ein bedingungsloses Grundeinkommen geht es häufig leidenschaftlich, meist heftig und nicht selten hitzig zu. Die Vor- und Nachteile, Möglichkeiten und Gefahren, Chancen und Risiken, die aus unterschiedlichen Motiven und Perspektiven dazu vorgebracht werden, decken die ganze Bandbreite möglicher Stellungnahmen und Beurteilungen ab: von Mission über Message bis hin zu meschugge ist alles zu finden.

Für die einen bedeutet die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens den Aufbruch in eine neue Existenzweise, für die anderen den Eintritt in Dantes Inferno, an dem nun endgültig alle Hoffnung für den Einzelnen wie für diese Gesellschaft aufgegeben werden muss.

Doch auch von denjenigen, die weder Himmel noch Hölle zu ihrer Beurteilung nutzen, weil sie die Dinge – wie sie sagen – realistisch sehen und realistisch mit einer ökonomischen Beurteilung ihrer Sicht identifizieren, werden die Bestrebungen zur Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens in die Kategorie Dummerjungenstreich eingeordnet. Ein Dummerjungenstreich, auch nicht mehr ganz so junger Leute, die freijeglicher Kenntnis der Realität sind, das heißt von ökonomischen Grundlagen und ihrer Sachlogik nicht die Spur einer Ahnung haben.

Neben den Bedenken, die die Fragen einer Finanzierbarkeit etc.¹ betreffen, wird bei der Diskussion des bedingungslosen Grundeinkommens häufig auf die „Natur“ des Menschen verwiesen. Eine für Menschen grundlegend ungeschuldete und zu nichts verpflichtende finanzielle Absicherung wird in Hinsicht auf diese „Natur“ des Menschen bzw. einer von Menschen gebildeten Gesellschaft als „nicht gut“ beurteilt. Ein bedingungsloses Grundeinkommen bringt mehr Nachteile als Vorteile für das Individuum wie auch für eine Gesellschaft.

¹ Die hier präsentierte Überlegung blendet ökonomische und juristische Fragen nach Finanzierbarkeit, notwendige Anpassungen des Steuer- und Rentensystems, Kreis der Berechtigten etc. vollständig aus. Unter „bedingungslos“ wird verstanden, dass die Bezugsberechtigten allein aufgrund ihrer physischen Präsenz Anspruch auf ein Grundeinkommen haben. Die Höhe des Grundeinkommens ist so bemessen, dass die materiellen Existenzbedingungen eines Menschen gesichert sind. Es ist ihm möglich sein Leben gestaltend zu entwerfen, ohne einer geregelten Erwerbstätigkeit nachgehen zu müssen.

Als Begründung dient die Gegenwart, wohl wissend, dass es in dieser derzeit kein bedingungsloses Grundeinkommen gibt. Gleichwohl sind in der Gegenwart Tendenzen und Entwicklungen feststellbar, die schon jetzt die negativen Auswirkungen einer Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens vorwegnehmen, und die durch ihre Einführung epidemische Ausmaße annehmen könnten.

„Ich steh zu meinen Aussagen. Ich bereue nichts.“ Das sagt der damalige Grünenpolitiker und das gegenwärtige (Mai 2008) CDU-Mitglied Oswald Metzger, in einem Interview mit dem „Stern“ im Dezember 2007 (stern.de, 05. 12. 2007). Darin hält Metzger zwar ein bedingungsloses Grundeinkommen für nicht finanzierbar, doch darauf bezieht sich seine Standhaftigkeit nicht. Seine Standhaftigkeit bezieht er auf seine Beschreibung derjenigen, die von einem bedingungslosen Grundeinkommen unberechtigt profitieren würden.

„Wir können doch schon heute bei Sozialhilfe-Biografien über Generationen beobachten, dass Menschen, die von Transfereinkommen leben, nicht aktiviert werden. Sozialhilfeempfänger werden keineswegs schöpferisch aktiv. Viele sehen ihren Lebenssinn darin, Kohlehydrate oder Alkohol in sich hinein zu stopfen, vor dem Fernseher zu sitzen und das Gleiche den eigenen Kindern angedeihen zu lassen. Die wachsen dann verdickt und verdimmt auf.“ (METZGER, stern.de, 20.11.07).

Im Bild: Demnächst bekäme ein schon bedenklich angefetteter 18-jähriger jeden Monat 800 Euro überwiesen. Und was tut dieser? Er sitzt auf der Couch und guckt auf einem LCD-Flachbildschirm mit einer Diagonale von 106 cm „Germanys next Topmodel by Heidi Klum“. Sein Mitgefühl gehört einer ganzen Reihe vorschriftsgemäß ausgezehrter und untergeachteter Modellaspirantinnen, die, ob der Ungewissheit ihres medialen Schicksals, immer – doch das sehr professionell – am Rande eines Nervenzusammenbruchs agieren. Weil Mitgefühl anstrengt, unterstützt er seinen Kalorienbedarf nachhaltig mit einer raffinierten Mischung aus Chio-Chips und Bringles, wobei das Ganze mit etwas Baccardi-Cola nachgespült wird, der ein Schuss Holunderbionade beigegeben ist. Den Gastkommentar zu den stets bedeutungsschweren Aussagen einer nicht angefetteten und in ökonomischer Hinsicht nicht verdimmt Heidi Klum liefert seine im Fernsehsessel sitzende Mutter, die Erdnüsschen einfährt und deshalb mit Coke-Zero auf ihre Linie achtet. Doch der Erfolg, man muss es sagen, lässt schon länger auf sich warten.

Mit diesen und anderen Bildern braucht es dann keine Schlagzeile mehr von „Bild“ für eine Antwort auf die Frage: Was soll ein Grundein-

kommen Gutes bringen? Kann sein schädlicher Einfluss auf Problemschichten noch deutlicher gemacht werden?

Wie gesagt: Oswald Metzger steht zu seinen Aussagen. Er ist der Meinung, dass die Kinder aus solchen Problemfamilien raus müssten, dass sie Betreuung und Bildung benötigen. „Gerade von Leuten, die sich mit dem Thema auskennen, also von Sozialarbeitern oder Lehrern, habe ich Zustimmung erhalten. Kritik kommt hauptsächlich von denen, die nichts mit der Branche zu tun haben.“ (METZGER, stern.de, 23.11.2007).

Wird die Beschreibung Metzgers von wenigen durch die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens zur Alltagsbeschreibung vieler?

Und noch näher an eine stets unterlegte und selten thematisierte Allgemeinheit des Menschen gedacht und gefragt: Ist es nicht überhaupt für Menschen besser, wenn sie für ihren Lebensunterhalt arbeiten, das heißt Erwerbsarbeit zu leisten haben? Müssen Menschen nicht immer und mindestens ein klein wenig gedrückt, geschoben und motiviert werden, um etwas zu tun? Ein bisschen Druck zur Überwindung des sogenannten inneren Schweinehundes – das weiß man aus eigener Erfahrung – schadet doch nicht. Und, wer dann immer noch, das heißt unverschuldet in eine Notlage kommt, dem wird ja auch geholfen, wenn er sich willig und einsichtig zeigt.

Tun wir als Staat den Menschen wirklich etwas Gutes, wenn wir es ihnen ermöglichen sich bleibend in der „sozialen Hängematte“ einzurichten? Wird nicht gerade bei Randgruppen, Problemschichten etc. eine soziale Stilllegung betrieben, die im Grunde auf eine Reduzierung ihres gesellschaftlichen Störpotenzials hinausläuft?

Ist es denn überhaupt realistisch, damit zu rechnen, dass irgendeiner etwas macht, wenn er nicht wirklich muss? Vergrößert ein Grundeinkommen nicht die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch zu einer „faulen Sau“ wird, die in Freizeitgesellschaften und Gelegenheitstätigkeiten verblödet, verkümmert und verlottert und dann ja doch „arm“ dran ist?

Dieses Bild des trägen, behäbigen, antriebslosen, inaktiven und somit a-sozialen Menschen, der sich vor der Arbeit drückt und damit zum Bedrohungspotenzial für einen Staat wird, ist häufig auch das Bild – obgleich weniger drastisch formuliert, doch nicht weniger prägend –, das von Politikern,² Verfassungsrichtern und Philosophen genutzt und transportiert wird, die Orientierungsfragen aufwerfen bzw. Meinungsmultiplikatoren sind.

² Vgl. HENGSBACH 2006. Dort werden Franz Müntefering, Wolfgang Clement und Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder im thematischen Zusammenhang erwähnt.

- Oswald Metzger argumentiert mit dem Bilde einer Menschheitsgeschichte, in dem der Mensch ständig von einer ihm feindlichen Natur und Umwelt bedroht war und im täglichen Kampf mit dieser die ihm notwendigen Existenzgüter zu erringen hatte. „Ich bin gegen das Grundeinkommen, weil sich der Mensch in der Menschheitsgeschichte schon immer hat rühren müssen, um zu überleben.“ (METZGER, stern.de, 20.11.2007).
- Bei Udo di Fabio, Bundesverfassungsrichter und Professor für Öffentliches Recht heißt es zum Thema Grundsicherung: „Nur wer im Banne eines Vorrangs der materiellen Gleichheit vor der Freiheit steht, wird deshalb ohne Bedenken eine aus Steuermitteln finanzierte Grundsicherung für alle in Höhe mindestens des unteren Einkommensniveaus setzen wollen. Denn damit demotiviert er gerade diejenigen, die vor allem über die geordnete Arbeitsbeziehung in Kontakt zur sozialen Welt treten und in dieser Auseinandersetzung ihre Persönlichkeit entfalten. Der Mensch ist per se weder gut noch schlecht, sondern hat viele und auch widersprüchliche Eigenschaften in sich. Wenn wir nicht arbeiten müssen, tun wir es nicht. Wenn wir aber arbeiten müssen, tun wir es aber womöglich gerne.“ (DI FABIO, S. 55).
- Otfried Höffe, Universitätsphilosoph in Tübingen, ist unter der Überschrift vom „Unrecht des Bürgerlohns“ der Meinung, dass Arbeit, wie wir ja alle wissen, Mühe bereitet. Deshalb ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass sich manche vor ihr scheuen würden, wenn es zur Einführung eines Bürgergeldes käme. Wer sich auf Arbeit einlässt bzw. zu ihr genötigt wird, der kann dagegen die Erfahrung machen, dass die anfängliche Last in Lust umschlagen kann. (FAZ, 22.12.07).
- Julian Nida-Rümelin, Ex-Minister und Universitätsphilosoph in München, befürchtet eine Intensivierung von Spaltungstendenzen innerhalb der Gesellschaft. Kulturelle, soziale und geschlechtsorientierte Zerwürfnisse bzw. deren Vertiefungen sind mit der Einführung eines Grundeinkommens zu erwarten. Von vielen Frauen wird es als „üppige Herdprämie“ missbraucht werden; von Frauen, die zur Zeit auf dem Weg sind Mutterschaft und Beruf zu bewältigen. Doch

durch die Einführung eines Grundeinkommens steht zu befürchten, dass dieser Emanzipationsprozess bzw. der dazu notwendige Wille sich verflüchtigt. Frauen mit Einwanderungshintergrund sind dabei in einem besonders hohen Maße gefährdet. Neben einer geschlechterspezifischen Spaltung, droht des Weiteren eine kulturelle und soziale Spaltung, in dauerhaft Erwerbstätige einerseits und dauerhaft Erwerbslose andererseits, sowie in eine Arbeits- und Freizeitgesellschaft. (fr-online, 05. 06. 2008).

Beachtenswert sind an den Äußerungen Metzgers, di Fabios, Höffes und Nida-Rümelins deren grundsätzliche Einteilung einer Gesellschaft in zwei „Gruppen“: in diejenigen, zu denen im Regelfall die Verfasser der Beiträge selbst gehören, das heißt zu den Selbst- und Gesellschaftsverantwortlichen und den anderen. Das erinnert an die Einteilung der Mitarbeiter eines Unternehmens, die vor Jahren McGregor entwickelte und unter der Bezeichnung X-Y-Theorie immer noch und nicht nur im historischen Vorspann von Führungspublikationen zu finden ist. Menschen können voneinander klar geschieden werden: in solche und solche. Man selbst gehört zu den Guten. Bei den anderen ist man dagegen nicht so sicher. Denn zu diesen gehören die Verantwortungs- und Antriebslosen, die durch die Einführung eines Grundeinkommens in der Gefahr stehen, demotiviert zu werden. Die nichts tun, wenn sie nicht müssen, und die, wenn sie könnten, in jeden Tag hinein leben würden und das im hedonistisch trivialsten Sinne.³

Gerade jenen würde man mit der Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens nichts Gutes tun, würden sie doch der letzten Chance beraubt zu erfahren, welche Folgen Erwerbsarbeit – für die Ausbildung eines positiven Selbstverständnisses und einer ebensolchen Wertschätzung gegenüber sich selbst und einer Gesellschaft – haben kann.

Dazu wird eine Empirie zur Begründung herangezogen. In vielfältiger Weise wird auf deren Evidenz, Befunde, Fakten usw. verwiesen. Von Politikern ist das zu erwarten. Höchste Aufmerksamkeit ist jedoch geboten, wenn Philosophen in ihrer Argumentation den Fakten, Evidenzen und anderen Tatsächlichkeiten „freien Lauf“ lassen bzw. diesen Maßstabsfunktionen zuweisen.

³ Aristoteles unterscheidet drei Lebensformen: eine betrachtende, eine politische und eine, die auf Lust und Genuss orientiert ist. Von dieser sagt er: „Die Mehrzahl der Leute und die rohesten wählen die Lust. Darum schätzen sie auch das Leben des Genusses. ... Die große Menge erweist sich als völlig sklavenartig, da sie ja das Leben des Viehs vorzieht. Sie kommen aber zu einiger Rechtfertigung, da es vielen unter den Mächtigen ähnlich ergeht“. (ARISTOTELES 2001, 1.3, 1095b)

Wer auf das nur Faktische sieht und aus diesem seine Verhaltensratschläge entnimmt, weil er es für das Wirkliche hält, für den ist der Blick auf den Menschen als Möglichkeitswesen ein für alle Mal verschlossen. Wer das Faktische mit einem vorhandenen Gegenwärtigen identifiziert und aus *dieser* Gegenwart die Frage nach dem Menschen angeht, reduziert ihn auf das Vorfindbare und begreift ihn als Vorhandenes unter anderem Vorhandenem.⁴

Wer den empirischen Menschen zum Maßstab des menschlichen Daseins macht, dem zeigt sich der Mensch als grundsätzlich aktives, „lebendes“ System, welchem die Neigung innewohnt, sehr schnell in den Status der Inaktivität, der Trägheit, überzugehen. Doch durch eine zielgerichtete Aktivierung ist es dem Humansystem möglich, erneut den Zustand der Aktivität einzunehmen.

Dieser Aktivierungsprozess – und das ist nicht unerheblich im Systemverständnis vom Menschen – kann durch außen initiiert (das heißt angestoßen, bewirkt, verursacht etc.) werden. Deshalb kann und darf zum Wohle der Betroffenen eine Erwerbsarbeit auch im heilsamen Kleide des Zwanges erscheinen bzw. als Nötigung erfahren werden. Für eine Aktivierung, die im optimalen Fall als initiatorische Aktivierung (als Anschubprozess) gedacht wird, sind pädagogische, sozialpädagogische und (vor allem im fortgeschrittenen Lebensalter) gesetzliche Interventionen möglich und statthaft.

Doch selbst wenn das Ziel derartiger Aktivierungsmaßnahmen akzeptiert würde – die Selbstachtung einer Person durch ihren (Erwerbsarbeit-) Beitrag für eine Gesellschaft zu befördern, entbindet das nicht von der Frage, ob eine Mittel-Zweck-Strategie, in einem durch *Personen* konstituierten Handlungsraum, ethisch legitimierbar ist. Anders gefragt: Welche Qualität darf von einer angezielten Selbstachtung erwartet werden, die ihr Ziel durch Maßnahmen zu erreichen sucht, die im Adressaten Entwertungs- und Entwürdigungsgefühle hervorruft? Darauf allerdings eine Antwort zu erwarten ist vergeblich, weil schon die dazugehörige Frage im System eines Aktivierungsdenkens keinen Platz hat.

Weder ist der Beweggrund noch das Ziel der Aktivierungsmaßnahmen vom Gedanken getragen, einer Person zu ihrer Selbstachtung zu verhelfen. Es geht nicht darum, eine Person in eine existenzielle Verfassung zu

⁴ „Diese Nivellierung der Daseinsmöglichkeiten auf das alltäglich zunächst Verfügbare vollzieht zugleich eine Ablendung des Möglichen als solchem. Die durchschnittliche Alltäglichkeit des Besorgens wird möglichkeitsblind und beruhigt sich bei dem nur ‚Wirklichen‘. Diese Beruhigung schließt eine ausgedehnte Betriebsamkeit des Besorgens nicht aus, sondern weckt sie. Gewollt sind dann nicht positive neue Möglichkeiten, sondern das Verfügbare wird ‚taktisch‘ in der Weise geändert, daß der Schein entsteht, es geschehe etwas.“ (HEIDEGGER 1977, Sein und Zeit, GA2, S. 258).

bringen, in der sie sich als wertvolles, akzeptiertes und anerkanntes Glied einer Gesellschaft erfahren kann und diesen Bezug ontologisch notwendig als *Arbeit* verwirklicht. Selbstachtung und Wertschätzung sind lediglich willkommene Folgen von Maßnahmen, die primär auf die Herstellung der Funktionsfähigkeit eines Menschen in Hinsicht auf seine materielle Selbstversorgung ausgerichtet sind bzw. ihn mit allen Mitteln in eine solche „Beschäftigung“ einzupassen suchen.

Dem entsprechend sind die genutzten Prozeduren gestaltet, in denen Arbeitslose „Einladungen“ erhalten, die eher „Vorladungen“ gleichkommen und „Erneuten Vorsprachen“ ausgesetzt werden, die gespickt sind mit detailliert aufgeführten Sanktionen bei unentschuldigtem Fernbleiben.

Die Verwendung eines Kundenbegriffes innerhalb dieses Vorgehens offenbart die vollständige Kenntnislosigkeit der Bedeutung der ethischen Dimension einer Person. Ihr Fehlen zeigt sich in der Bezeichnung einer Person als „Kunde“, dessen Anliegen und Anruf im Regelfall mit der Frage nach seiner Kundennummer eingeleitet werden, um dessen „Fall“ und die dazugehörigen Akten aufzurufen und identifizieren zu können. Sie zeigt sich ferner in der Behandlung durch einen *Sachbearbeiter/in* oder *Fallmanager/in*, deren vorrangige Aufgabe darin besteht, einem 51-jährigen von BASF „freigestellten“ promovierten Chemiker daraufhin abzufragen, ob er die vorgegebene Anzahl von Bewerbungen auch „ausgestoßen“ hat. Dafür sind geeignete „Beweismittel“ und „Beweisurkunden“ vorzulegen. Selbstverständlich dient der „Vorgang“ nur zum Wohle, das heißt zur Aktivierung des Kunden. Dabei stört es nur wenig, dass die Bewerbungen nicht nur an reale Firmen geschrieben sind, denn vorrangig ist die Erfüllung der Quote.

Ausgerichtet ist der Ablauf auf die Überprüfung des Engagements des jeweiligen „Kunden“. Engagement zeigt dieser, wenn er seinen Willen dem Willen des „Vorgesetzten“ unterstellt. Das Wollen des Kunden wird am Maßstab des behördlichen (gesellschaftlichen) Willens gemessen. Maßstab ist der Wille der anderen (der Unterstützer) und nicht der Wille (bzw. seine Eruerung) desjenigen, dem die Hilfe zgedacht ist.

„[W]ir brauchen kein Recht auf Arbeit und keine Pflicht zur Arbeit – wir brauchen einen freien Willen zur Arbeit.“ (WERNER 2005, S.76.). Doch mit dem freien Willen ist das so eine Sache. Ein freier Wille ist schon als solcher ein potenzieller Störfaktor. Er stört noch immer, und nicht nur viele Arbeitgeber bzw. Vorgesetzte. Er stört noch viel mehr bei „Arbeitslosen“. Deshalb werden diese auf ihren Willen überprüft, vor allem in Hinsicht auf dessen Willfähigkeit. Ihr Wille ist dann ein guter, das heißt tauglicher

Wille, wenn er sich als Pflicht erfüllender Wille zeigt. Die mögliche Unterstützung ist an diese Willensbekundung des Hilfeempfängers gebunden. Gestaltet ist sie als „entweder-oder“. Ein So-nicht-wollen ist nicht vorgesehen. Ein So-nicht-wollen wird interpretiert als Überhaupt-nicht-wollen.

Wer keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, ist auf die Unterstützung von anderen angewiesen. Die Generierung dieser Unterstützung bedeutet im überkommenen jagd- und landwirtschaftlich orientierten Bild einer Selbstversorgung eine zusätzliche Bürde, Last und Gefahr für die Unterstützer. Zu den grundlegenden Bedingungen gehört es deshalb, dass Hilfebedürftige ihre prinzipielle Beschäftigungswilligkeit gegenüber den Unterstützern nachweisen. Sie müssen zeigen, dass sie arbeiten würden, wenn sie Gelegenheit dazu hätten.

Abgeprüft wird ihre Beschäftigungswilligkeit wiederum am zugrunde gelegten Bild von (Erwerbs-)Arbeit. Arbeit ist stets mit Mühen und Gefahren behaftet (Jäger und Sammler). Wer keine Arbeit hat, hat deshalb auch keine Gefahren zu befürchten und darüber hinaus auch keine Mühen zu tragen. Wer Unterstützung benötigt, bekommt sie deshalb gewährt, wenn er im Sinne eines stellvertretenden Opfers bereit ist, die Mühen auf sich zu nehmen, die eine „wirkliche“ Arbeit mit sich bringen würde.

Mühen, Last und Bürde, so das über Generationen gesicherte Erfahrungsurteil – das sich in Hinsicht auf die Zukunft doch als Vor-Urteil zeigen könnte⁵ – stehen in einem klaren und unaufhebbaren Wechselwirkungsverhältnis zur Arbeit (vgl. im Gegensatz dazu das theologische Verständnis von Arbeit, siehe unten). Erst aus dieser Verbindung erhält die Arbeit ihren Wert. Arbeit, die leicht von der Hand geht, ist keine. Erst an der Überwindung der Mühen zeigt sich die Tatsächlichkeit des Willens. So ist es kein Zufall, dass der Umgang mit der Behörde nicht nur als mühevoll erfahren wird, sondern dieser Umgang mühevoll gestaltet ist. Keine Mitteilung, ohne die Androhung von Sanktionen und Kürzungen, Fixierung auf den Wohnort, tägliche Verpflichtung den Postkasten zu öffnen, in ständiger Reichweite des Telefons zu sein, Vorlage von Aktivitätsnachweisen, die die „erforderlichen Eigenbemühungen“ dokumentieren usw. usf. Wer dies alles befolgt, der zeigt damit, dass auch er im „Schweiß seines Angesichtes“ arbeiten würde.

An der Verwendung unzutreffender Bilder von Arbeit kann gezeigt werden, dass das Ignorieren vermeintlich abstrakter Wesensfragen konkrete Auswirkungen erzeugt, die bis zur Verletzung der Würde der Per-

⁵ Vgl. WERNER 2004, S. 14. Erfahrungen haben sich in Erkenntnisse oder in Fähigkeiten zu wandeln. Andernfalls blockieren gemachte Erfahrungen zukunftsstaugliche Antworten.

son führen. „Hartz IV ist offener Strafvollzug. Es ist die Beraubung von Freiheitsrechten. Hartz IV quält die Menschen, zerstört ihre Kreativität.“ (WERNER 2006c, S. 178). „Hartz IV versucht in den Bahnen des bestehenden Paradigmas die Probleme zu lindern. Das ist eine symptomatische Behandlung, aber keine ursächliche.“ (WERNER 2004a, S. 8).

Der Umgang mit Erwerbslosen, umgangssprachlich Arbeitslosen, zeigt den Stellenwert von Menschen, die aus dem Arbeits- bzw. Erwerbsleben herausgefallen sind. Menschen, die im Zeitraffer ihr „Downgrading“ vom „Leistungsträger“ zum „Transferempfänger“ erfahren. Im Dezember bei Nokia, Continental, Dresdner etc. noch Überstunden gewuchtet, Gewinn gemacht. Im Januar dann die Meldung: Die Firma macht dicht, zu wenig Gewinn gemacht. Du bist zu teuer.

Das Ausscheiden aus dem Arbeitsmarkt bzw. das niemals in ihn hineinkommen bedeutet für den Betroffenen: „Wir brauchen dich nicht oder nicht mehr. Auf dich kommt es nicht an“. Die gefühlte Schande arbeitslos geworden zu sein, bzw. keinen Ausbildungsplatz zu bekommen, wird durch die mühevollen und entwertende Behandlung des Amtes (im Sinne von George Orwells Neusprech: Agentur) und ihrer Routinen fortgesetzt. Das von außen ständig signalisierte: „Du bist den anderen Last“ und „auf dich kommt es nicht an“ erwirkt ein innerpersonales Echo: „Auf mich kommt es nicht an. Ich bin nicht nur ein Problem für mich, sondern auch für eine Gesellschaft.“

1.2 Macht erst die Gelegenheit Sozialbetrüger oder sind diese im Bild des *homo oeconomicus* schon vorweggenommen?

Gerade in Zeiten und Situationen, in denen das Selbstbild schwankt, die Selbstachtung der Gefahr ausgesetzt ist, durch übermächtig empfundene Fremd- und Eigenansprüche zu bröckeln, wären Struktur und Umgang mit den betroffenen Personen so zu gestalten, dass diese, ungeachtet ihrer augenblicklich gefühlten Entwertung und Wertlosigkeit, ihrer unverlierbaren Würde gewahr werden könnten. Dazu wären Begegnungen notwendig, vor allem im Umgang mit Institutionen, in denen sie erfahren können, dass ihre Würde und ihr Anspruch auf Achtung *gerade nicht* mit ihrer aktuellen Minder-Wertigkeit „verrechnet“ oder diese mit jener identifiziert wird.

Für derartige Verrechnungstendenzen von *Werten* mit Würde scheint jedoch eine Sozialgesetzgebung besonders anfällig zu sein, die ihr hand-

lungsleitendes Bild vom Menschen einem ökonomischen Kontext entnimmt und demgemäß den Menschen als nutzen- und vorteilsoptimierten Akteur begreift.⁶ Die gegenwärtig feststellbare Zuordnung von „Arbeit“ und „Wirtschaft“ zu unterschiedlichen Bundesministerien (in ein Bundesministerium für Arbeit und Soziales und in ein Bundesministerium für Wirtschaft und Technik) ist nicht selbstverständlich. Wolfgang Clement und Franz Müntefering waren noch Bundesminister für das Ministerium *Wirtschaft und Arbeit*.

Wenn die Bestimmung bzw. das Bild des Menschen immer mehr in den Farben eines wirtschaftlichen Akteurs gemalt wird, für den es keinen außerökonomischen Kontext mehr gibt und dem ständig versichert wird, dass er sich richtig verhält, wenn er sich als vorteilsorientiertes, Nutzen maximierendes Individuum definiert und entsprechend handelt, dann wird in der Tat nachvollziehbar, dass sich eine Sozialgesetzgebung immer mehr genötigt sieht, sich gegen Leistungsmisbrauch bzw. „Sozialschmarotzertum“ zu wehren. Wo das Bild eines *homo oeconomicus* zum normativen Lebensmodell mit Vorbildcharakter stilisiert wird – heute nur dezenter als in Zeiten der so genannten New Economy – wird auch dessen Rationalitätsausprägung in alle Bereiche der Lebenswelt eindringen und Anwendung finden.

Die Paradoxie der daraus folgenden Situation zeigt sich darin, dass:

- einerseits dieselben Eigenschaften und Verhaltenweisen eines Individuums innerhalb eines ökonomischen Kontextes positiv bewertet werden. Sind sie es doch, die als ökonomische Werte generierende Eigenschaften einer Humanressource, die Wirtschaft „weiter“ bringen,⁷
- andererseits dieselben Eigenschaften und Verhaltensweisen, sobald sie nicht mehr im ökonomischen Kontext vollzogen werden, bzw. ökonomisch verwertbar sind, als volkswirtschaftliche und gesell-

⁶ Vgl. MANSTETTEN 2000, bes. S. 50f. Vgl. dazu auch: HANS WERNER SINN, ifo-Präsident (München): „Die Marktwirtschaft ist ein System, das keine guten Menschen braucht. Marktwirtschaft funktioniert mit dem Menschen so, wie er ist: ein egoistisches, profitsüchtiges Individuum, das seinen Konsum maximieren will.“ (CHRISMON 2006).

⁷ An der Stelle zeigt sich, dass die Auseinandersetzungen um die Begriffe des „Humankapitals“ und der „Humanressource“ in den ökonomisch orientierten Fachwissenschaften auch eine Stellvertreterfunktion einnehmen. „Die ethisch begründete Kritik an einer Verobjektivierung von Menschen [...] thematisiert zwar ein durch die HVR [Humanvermögensrechnung] offen gelegtes, auf Menschen bezogenes ökonomisches Kalkül, nicht aber die dieses Kalkül ermöglichenden bzw. sogar einfordernden gesellschaftlichen Bedingungen.“ (HAUNSCHILD 2004, S. 893, zitiert nach GLASER u.a., S. 17).

schaftspolitische Belastungen bewertet werden, die einem allgemeinen, gesellschaftlichen Wohlstand abträglich sind, ja den Bestand dieser Gesellschaft im Ganzen bedrohen. Neben den „Arbeitslosen“ können zu den Kostenfaktoren einer Gesellschaft auch Wohnsitzlose, Pflegebedürftige, Behinderte, Alte und Kinder hinzugezählt werden. Im Grunde all jene, die einer ökonomisch verwertbaren Leistungserwartung nicht mehr oder noch nicht entsprechen.

Wäre es unter diesen Umständen nicht doch an der Zeit einmal die Frage zu stellen, ob das in Wirtschaft und Sozialpolitik benutzte Menschenbild ein rechtes ist, das heißt ein der „Sache“ Mensch angemessenes, wenn sich innerhalb seiner Maßgabe Menschen mit gegenläufigen Bewertungen ihrer selbst konfrontiert sehen, je nachdem, in welchem Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit sie gerade agieren?

Ist tatsächlich davon auszugehen, dass alle Menschen, gemäß ökonomischen rational-choice Ansätzen, individuelle vorteilsorientierte Nutzenmaximierung betreiben? Wird ein homo oeconomicus zum „Sozialschmarotzer“, wenn er die entsprechende Gelegenheit hat, bzw. keine Gelegenheit hat, seine vorteilsorientierte Nutzenmaximierung Wert schöpfend in den Dienst eines Unternehmens, einer Gesellschaft und eines Staates zu stellen?

Welche Plausibilität hat eine Annahme, die mit der Einführung eines Grundeinkommens Gespenster an die Wand malt, die heute schon – ohne die Realität des Grundeinkommens – auf dem Sofa sitzen?

Welches Bild vom Menschen herrscht, wenn bei Gesetzgebungsinitiativen und Ausführungsbestimmungen die handlungsleitende Orientierung vorrangig aus den Missbrauchsmöglichkeiten geschöpft ist?

Die Konsequenzen dieser Misstrauens- und Missbrauchslogiken, lassen sich vielfältig global, aber auch lokal, in unspektakulärer und gleichwohl deutlicher Kontur in Unternehmen beobachten. Wer z. B. mit einem System zur Erfassung der Arbeitszeit seine fünf Prozent notorisch unpünktlichen Mitarbeiter „auf Trapp“ bringen will, der sollte zunächst bedenken, dass Arbeitszeit und Anwesenheitszeit wohl miteinander zu tun haben, aber nur sehr selten und in sehr eingeschränktem Sinn identisch sind. Das eigentliche Resultat einer solchen Maßnahme (Installation eines Zeiterfassungssystems) ist meist eine exorbitante Steigerung von Überstunden. Allerdings derjenigen Mitarbeiter, die schon immer ein wenig früher gekommen und ein wenig später gegangen sind, ohne alles genau zu dokumentieren. Gerade diese erfahren sich durch ein installiertes

Zeiterfassungssystem überwacht und bewerten seine Einführung als Akt des Misstrauens gegenüber ihrer Person. Wo Misstrauen wächst, ist es ausgeschlossen, dass Motivation sich hält. Die Arbeitsleistung gerade der engagierten Mitarbeiter wird sinken.

Der Abschlussbericht zum Forschungsprojekt „Unternehmenskultur“ (HAUSER ET AL. 2007) zeigt, dass zwischen den *top 30-Unternehmen* und den *bottom 30-Unternehmen* in derselben Branche, also zwischen solchen, die im finanziellen und mitarbeiterorientierten Sinn hervorragend arbeiten und wirtschaften und den ertrags- und leistungsschwächsten gerade *kein* Unterschied besteht, in Hinsicht auf die anteilig Beschäftigten, die sich als „Desinteressierte“ bezeichnen. Der Anteil dieser *Mitarbeiter* beträgt in beiden Unternehmensgruppen ca. 17 % der Belegschaft. (Vgl. FISCHER in: Hauser et al., Unternehmenskultur, S. 134).

Verordnungen, Regelungen und Gesetzesinitiativen, die, gleichgültig ob im unternehmerischen Kontext, in einer Sozialgesetzgebung oder im sicherheitspolitischen Bereich stets vom maximalen Missbrauch bzw. der größten anzunehmenden Gefahr ausgehen, befördern durch ihre verengende und generalisierende Haltung eine Erhöhung des Gefahrpotenzials.

Als unverhältnismäßig empfundene Kontroll-, Sanktions- und Überwachungsstrukturen bewirken im Regelfall nur eines: die Intensivierung des Nachdenkens, wie sie umgangen werden können. Handlungsanweisungen, die auf Misstrauen und Furcht orientiert sind, beeinträchtigen alle, nicht nur die Wenigen, denen sie zgedacht sind.

Es ist ein Trugschluss zu glauben, dass Personen für Arbeits- und Lebensformen, die mit einem hohen Maß an Autonomie und Selbstverantwortung einhergehen, gewonnen ja begeistert werden können, indem ihnen die dafür notwendigen Reflexions- und Handlungsfreiheiten eingeschränkt oder vorenthalten werden.⁸

In der Diskussion zu einem bedingungslosen Grundeinkommen zeigt sich, dass ein Bild vom Menschen, das ihn nur als *Kompositum* unterschiedlicher Teile begreift, allenfalls zu einem Schwarz-Weiß-Bild führt, das der Farbigkeit seiner Lebensvollzüge nicht gerecht wird. Freiheit, Wille, Arbeit sind Grundbegriffe des Menschseins. In ihrer Bedeutung können sie dann heraustreten, wenn nach dem Menschen in wesentlicher, das heißt ontologischer Hinsicht gefragt wird. Die ontologischen Bestimmungen von Freiheit und Willen fundieren das Bild der Arbeit und

⁸ Vgl. ROHRHIRSCH 2007, S. 22-24. Zum selben Problemkreis aus gesellschaftlicher Sicht vgl. KREUTZ 2007, S. 21-22.

zugleich werden Freiheit und Willen durch und in einem Menschenbild konkretisiert.

Welches Bild vom Menschen herrscht, so ist demgemäß zu fragen, wenn Arbeit als heilsamer Zwang, als notwendiges „Übel“, zu einer „guten“ Entwicklung gefordert und als erlaubt angesehen wird? Welches Bild vom Menschen *leitet implizit*, wenn Charakteristika eines homo oeconomicus die normativen Leitlinien einer Sozialgesetzgebung bestimmen?

Wo eine Reflexion auf das Menschenbild und die ihm zugeordneten Grundbegriffe vernachlässigt wird, verwandelt sich eine inhaltliche Auseinandersetzung zum Thema Grundeinkommen zur medial inszenierten und als Diskussion getarnten Kundgabe von Statements. Die Eigenart dieser Statements besteht häufig darin, die jeweiligen Ansichten mit möglichst plakativen Beispielen zu „begründen“.

Mit den vorgetragenen Anmerkungen sollte die Frage nach der Bedeutung des Menschenbilds erneut und im Sinne des Wortes *frag-würdig* gemacht werden. Mit dem Nachweis seiner Bedeutung ist jedoch noch nicht ein Einwand beantwortet, der an dieser Stelle zu Recht gegeben werden kann: Es gibt schon Antworten auf die Frage nach dem Menschen. Diese Antworten liegen nicht nur seit geraumer Zeit vor, sind darüber hinaus auch anerkannt. Warum also erneut die Frage nach dem Menschen aufwerfen? Man weiß doch, was der Mensch ist.

1.3 Der Mensch ist ein Tier, aber dann eher ein intelligenter Affe

Was der Mensch ist, ist doch keine echte Frage mehr. Er ist zwar manchmal schon eine „faule Sau“, im Grund aber ist er ein „intelligenter Affe“. Etwas akademischer formuliert: Der Mensch ist ein „animal rationale“.

Mit dieser Verallgemeinerung ist zunächst einmal die größte Gefahr gebannt. Denn die Gefahren von Verallgemeinerungen, gerade wenn sie öffentlich geäußert werden, sind groß. Man würde sich z.B. hüten, im wissenschaftlich-akademischen oder kulturell-bildungspolitischen Kontext über *den* Karlsruher oder *den* Stuttgarter zu referieren. Ebenso wenig wäre es opportun – und noch weiter nach Osten gehend, von *den* Bayern oder *den* Chinesen zu sprechen.

Im Rahmen mancher Veranstaltungen und in der Form eines so genannten Smalltalk, hat zwar diese Form „geistreichen“ Geplauders

durchaus ihren Platz. Doch wer im Ernst mit dergleichen Typologisierungen argumentieren würde, dem würde mindestens unterstellt, dass sein intellektuelles Vermögen noch ein wenig ausbaubar ist. Wer so spricht, bekundet seine Unkenntnis gegenüber gesellschaftlich akzeptierten *go's* und *no-go's*, wie er sich auch fern den Standards wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung zeigt.

Doch wer nun der Gewinnung, Bestimmung und Sicherung, und einem nicht immer nur populären Gebrauch fachwissenschaftlicher Menschenbilder nachdenkt und nachgeht, dem eröffnen sich Fragen und zeigen sich überraschende und erhellende Zusammenhänge, wenn es sich um die Allgemeingültigkeit fachwissenschaftlicher Erkenntnisse handelt, die *den* Menschen betreffen.

Zu den konstitutiven, das heißt unverzichtbaren Bedingungen fachwissenschaftlicher Erklärungen gehört ihre „Allgemeingültigkeit“. Fachwissenschaftliche Erkenntnisse bieten nicht nur methodisch gesicherte Erkenntnisse, sondern auf Grund ihrer methodischen Gewinnung gelten diese *allgemein*, das heißt überall und immer. Sie sind in höchstem Maße wirklichkeitsrelevant.

Den Preis, den die Fachwissenschaften dafür den Phänomenen in Rechnung stellen, ist der Verlust ihrer Einzigartigkeit. Fachwissenschaften berauben dem Einzelfall dessen Einzigartigkeit. Sie nutzen Phänomene, die sich z.B. im Labor erzeugen lassen und fragen diese in Hinsicht auf ihr Allgemeines ab. Eine wissenschaftliche Erklärung geht auf das allen Gemeinsame dieser Phänomene. Ihr Allgemeines und nicht sie selbst stehen im Mittelpunkt des *forschungsleitenden* Motivs.

Für jeden und nicht nur für einen empirisch orientierten Fachwissenschaftlicher (als Person) wäre ein echter, einmaliger (nicht reproduzierbarer) Einzelfall eine „Tragödie“.⁹ Zum Glück gibt es keine einzigartigen Phänomene – in den Fachwissenschaften. Ein „Einzelfall“ ist a-priori in der Methodologie empirischer Wissenschaften nicht vorgesehen. Er ist überhaupt nicht möglich bzw. vorstellbar. Er kann als solcher nicht „sichtbar“ und damit erklärbar gemacht werden. *Ein erkannter Einzelfall ist schon keiner mehr*. Ein einmaliges Phänomen ist dann mindestens mit etwas anderem vergleichbar. Und wo etwas in *Gleichheit* oder *Ungleichheit* gesetzt werden kann, ist die Einmaligkeit wissenschaftlich bewältigt, auch wenn

⁹ In der Tragödie kommt der Einzelne mit dem Ganzen in Konflikt. Wissenschaftlich übersetzt: Es gelingt dem Einzelfall nicht, sich in das Allgemeine aufgehen zu lassen. Er ist zwar Moment des Allgemeinen, aber erfährt sich in der Tragödie als besonderes, dem Allgemeinen entgegengesetztes Moment.

das „nur“ so geschieht, dass diese Einmaligkeit auf ihre *allgemeinsten* Kategorien abgefragt wird.

Jedes wiederholbare Phänomen ist zwar ein je Einmaliges und wenigstens durch eine unterschiedliche Zeitstelle unterscheidbar. Doch es ist nicht als Einzelphänomen bedeutsam, sondern nur als *Fall*, der sich an ihm, am Einzelnen zeigt oder nicht zeigt. Der *Einzelfall* in seiner Einzigartigkeit ist nicht relevant.¹⁰

Die Bewegtheit einer Lebenswirklichkeit, die im Lichte einer Bewandnisganzheit zur Erscheinung kommt und in dessen Licht wir es in der Alltäglichkeit unseres Verhaltens mit uns selbst, mit anderen und den Dingen der Welt zu tun haben, muss für den fachwissenschaftlichen Zugriff festgestellt, sichergestellt, definierbar (abgrenzbar) gemacht werden.¹¹ Darin kommt eine weitere Besonderheit fachwissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung zur Auswirkung. Komplexe Phänomene müssen sich in klar voneinander unterscheidbare Gegenstands- bzw. Objektbereiche aufteilen lassen.

Dass diese Vorgehensweisen ganz besonders in denjenigen Fachwissenschaften Fragen aufwerfen, die Personen und deren Handlungen im Forschungsfokus haben, dürfte nicht sonderlich überraschen.

Deshalb ist erneut und vertieft zu fragen: Welche Auswirkungen hat ein fachwissenschaftlich gewonnenes, das heißt segmentiertes und verallgemeinertes Menschenbild auf das Ganze einer Lebenswelt, in der Handlungssituationen dadurch ausgezeichnet sind, *dass es Personen¹² mit Personen zu tun haben und nicht mit Menschen und schon gar nicht mit dem Menschen?*

Doch bringen derlei philosophische Spitzfindigkeiten wirklich etwas? Wäre es nicht nahe liegender, die „Kirche im Dorf zu lassen“, „die Wissenschaftler im Labor“? Man weiß doch „selbstverständlich“, dass es im Alltag des eigenen Lebens und „in Wirklichkeit“ nicht *den* Chinesen oder

¹⁰ Vgl. ROHRHIRSCH 1996, S. 3-33. Auch in den Geisteswissenschaften herrscht die Orientierung auf das Allgemeine. Auch sie versuchen den Einzelfall in das Ganze eines Verständigungsrahmens einzubinden und ihn als Spezialfall eines Allgemeineren zu bestimmen.

¹¹ Vgl. ROHRHIRSCH / HAUBNER 2007, S. 21-26.

¹² Zur Differenzierung von „Mensch“ und „Person“ vgl. ROHRHIRSCH 2002, S. 101-139. Mit dem Begriff Mensch wird seine evolutive Entstehung in Bezug auf seine Materialität ausgedrückt. Diese lässt sich in empirisch-fachwissenschaftlicher Hinsicht vielfältig untersuchen. Der Begriff *Person* hingegen zielt auf die ethische Dimension des menschlichen Daseins. Ohne diese Dimension ist die Würdeauszeichnung, sein Anspruch auf Achtung, seine Schuld, seine Freiheit etc. nicht nachvollziehbar. Empirisch kann man lange nach der Freiheit des Menschen suchen, ebenso nach seiner Schuld – man wird sie dort nicht finden. Ebenso wenig sollte der Versuch gemacht werden, sie empirisch widerlegen zu wollen. Wer das will, verwechselt die ontische mit der ontologischen Ebene.

den Stuttgarter gibt, ebensowenig wie es *das* Kleinkind oder *den* Mitarbeiter oder *die* Führungskraft gibt.

- Doch die realen Kleinkinder werden gemessen, gewogen, geprüft und auf Besonderheiten „abgecheckt“ auf der Grundlage eines standardisierten Kleinkindes, das es nie gab und trotzdem wirksam ist. Die nicht mehr ganz so junge Mutter ist nervös: „Alle Kinder sprechen schon, nur mein Paul noch nicht. Dabei ist er schon 25 Monate alt.“
- Es gibt auch nicht *den* Kunden, doch jeder reale Kunde wird anhand des psychologisch standardisierten Branchenkunden beobachtet, gemessen und behandelt und seine Daten werden für teures Geld verkauft. Doch der Filialleiter ist nicht zufrieden: „Wir nutzen stets die neuesten verkaufpsychologischen Erkenntnisse und unser Umsatz stagniert trotzdem.“
- Es gibt auch nicht *die* Führungskraft, doch dutzende Bücher beschäftigen sich mit ihr. Sie legen es Personen nahe, die in einer realen Führungsverantwortung stehen, sich endlich zur Veränderung ihrer Persönlichkeit durchzuringen, damit die neuesten, fachwissenschaftlich gesicherten, allgemeingültigen Führungserkenntnisse ohne Transferverlust auf ebensolche, allgemein gestylte und standardisierte Führungskräfte übertragen und von diesen zeitnah implementiert werden können. Und doch: Die junge, motivierte Führungskraft wundert sich: „Warum arbeiten die Leute nicht so, wie ich will? Ich benutze doch die neueste Führungstechnik und gehe regelmäßig auf Schulung?“

Der Kunde, *die* Führungskraft, *das* Kleinkind, sie alle entstammen dem selben – gattungsmäßigen – Menschen(bild). Dieser hat seinen Wohnsitz nicht in Stuttgart-Mitte und auch nicht in Chen-Jang. Dieser Mensch stammt aus dem Holozän und er wohnt dort noch immer. Der „fachwissenschaftliche Mensch“ ist ein Evolutionsprodukt, zwar ein wenig schlauer als andere Tiere, aber eben dann doch eines. Und alles, was zum Thema „Mensch“ erforscht und erkannt wird, basiert auf dieser Prämisse, die beständig durch die aus ihr entwickelten Methoden und Ergebnisse bestätigt wird.

Nun geht es überhaupt nicht darum, diese Ergebnisse zu bezweifeln. Stattdessen soll hier gefragt und bedacht werden, was diese richtigen Er-

kenntnisse über den Menschen zu sagen fähig sind, wenn die Antworten auf die Fragen nach dem Menschen allesamt aus seiner biologischen Herkunft ihre Fundierung und Orientierung erhalten?

Reicht die Erkenntnis der materiellen Beschaffenheit eines Dinges aus, um zu verstehen, was es ist? Das darf bezweifelt werden. Richtige Erkenntnisse sind nicht notwendig die Wesentlichen. Aus der bloßen Ansammlung interdisziplinären und transdisziplinären Fachwissens, und sei es noch so reichhaltig, entspringt kein Orientierungswissen.¹³

Unbestritten kann man mit Menschen methodisch so umgehen, wie es die Geologie mit dem Erz macht, die Forstwissenschaft mit dem Baum und die Tiermedizin mit dem Meerschweinchen. Es könnte sich allerdings zeigen, dass die „Allgemeinheit“ von Personen eine andere ist, als diejenige der Dinge, der Bestände oder eines „nur“ Lebendigen.

Freilich gilt auch: Wer die Person – das individuelle Menschenwesen – als tierische Sonderform nimmt, hat Vorteile. Ein vielfältiger, inter- und transdisziplinärer Wissenschaftsbetrieb wird möglich, wenn die Suche nach dem „Allgemeinen“ des Menschen auf empirisch beobachtbare, nachvollziehbare, berechenbare und prognostizierbare Füße gestellt wird. Auf diesen Füßen lässt sich „argumentieren“. Und was über die Maßen, vor allem in ökonomischer Hinsicht bedeutsam ist: Die so begriffenen anthropologischen Exemplare können gezielten Verbesserungsprozessen unterzogen werden.

Eine „Verbesserung“ bezieht sich im Denkterrarium eines biologisch-evolutiven Paradigmas nicht auf ein tieferes, klareres und wesentlicheres Verstehen von Personen. Unter der Prämisse eines evolutiven Denkens vom Menschen führt jeder Fortschritt immer wieder nur in die Kategorien seines Ursprungs: in die Vergangenheit. Verkürzt und doch nicht falsch. Wer in den Kategorien des Dschungels denkt, der bleibt in ihm und innerhalb seiner Leitdimensionen des größer, schneller, weiter, mehr.

Der Mensch als Tier begriffen hat nun ein gewaltiges Problem: Weder Nahrung noch Kleidung, weder die Notwendigkeiten noch die Annehmlichkeiten des Lebens stehen zu seiner beliebigen Verfügung. Der Mensch ist nach Arnold Gehlen¹⁴ ein instinktreduziertes Mängelwesen, das genötigt ist sein Leben zu führen. Nichts ist für dieses Wesen natürlich und selbstverständlich, nur die es ständig umgebende Gefahr für Leib und Leben scheint das einzig Natürliche und Selbstverständliche zu sein.

13 Vgl. ROHRHIRSCH 2007a, 2008.

14 Vgl. GEHLEN 1961.

So ist das Lebewesen Mensch gezwungen zu arbeiten, um zu leben, sich zusammenzuschließen, um zu überleben, mit anderen zu agieren, um zu produzieren, zu verkaufen, um Gewinn zu machen, strategische Allianzen einzugehen, um sich langfristig zu behaupten. Die privaten ebenso wie die ökonomischen Verhaltensweisen der Menschen lassen sich in jedes tierische Gruppen- und Rudelverhalten einpassen bzw. durch dieses erklären. Hier wie dort gibt es Leitwölfe und Alphatiere, symbiotische Kiemenputzer und allerlei Kleingetier. Die zweitrangigen Betatierchen fragen trotz 1. Klasse im ICE sicherheitshalber noch einmal in der Zentrale nach „Welche Duftmarke sollen wir bei unserem Treffen setzen?“

Ganz tief aus dem Dschungel kommt auch der Expertentipp, der in der Mitgliederzeitschrift der IHK Stuttgart zum Thema „Körpersprache“ zu lesen ist: „In Verhandlungen ... kommt es darauf an, sein Gegenüber zu bluffen, zu verunsichern und aus dem Konzept zu bringen. Denn in Verhandlungen geht es nie um den Konsens, sondern um das Gewinnen. Hier versucht der gewiefte Manager, sein Gegenüber mit taktischem Verhalten zu zermürben. Dazu muss er seine Gestik und Mimik gut unter Kontrolle haben und sie taktisch einsetzen. Das aufgesetzte Pokerface wird nur hin und wieder durch ein gespieltes Lächeln ergänzt.“¹⁵

Die Gesetze des Dschungels herrschen nicht nur im Verkauf. Der Gründer und Gesellschafter der *dm*-Drogeriemarktkette Götz W. Werner ist überzeugt, dass 98 Prozent aller Manager ein „Tierbild“ von ihren Mitarbeitern haben. Für ihn ist die Zusammenarbeit von Personalführung mit der Psychologie alles andere als zufällig. Die Psychologie nimmt seiner Meinung nach den Menschen als „materialistisches Wesen“. Wem mehr bezahlt wird, der leistet auch mehr. Für Götz Werner sind solche Ansichten „Blendgranaten“, die mehr verwirren als erklären. Wer den Menschen als Anreizsystem nimmt, geht in die Irre. „Viele Unternehmen sind sehr stolz auf ihr ausgeklügeltes Belohnungssystem. Aber dadurch werfen sie den Einzelnen immer wieder zurück ... in den Egoismus. Bei uns gibt es deshalb keinen *dm*-Orden oder sonstige Scherze. Wir zahlen auch keine Prämien, wir hatten bei *dm* überhaupt noch nie ein Anreizsystem. Das passt nicht in

¹⁵ RÜCKLE 2008, S. 32-33. Dass ein Folgeheft (07/2008) dem Schwerpunkt Werte gewidmet ist, ist mindestens ein Indiz dafür, wie vielfältig Werte in Unternehmenskontexten gesehen und benutzt werden. Wie Werte auch gebraucht werden können, nämlich in ihrer Orientierungsfunktion, lässt sich aus den Unternehmensleitlinien von BLANCO entnehmen, die in Bezug auf Lieferanten und Kreditgeber wenig vom Gewinnen und Bluffen halten, sondern ausdrücklich „verlässliche Langzeitbeziehungen“ anstreben, die auf „gegenseitigem Respekt und Vertrauen“ basieren. Blanco ist Mitglied im Caux Round Table und gehört nach SIMON 2007 zu den sogenannten Hidden Champions (siehe Literatur).

unsere Kultur. ... Unsere Kultur ist sehr stark auf Zusammenarbeit ausgerichtet. Und mit wenig kann man eine solche Kultur mehr ruinieren als mit einem Anreizsystem, das nur den Einzelnen belohnt. ... Sie [die Mitarbeiter] sollen den Sinn vor allem in ihrer Arbeit am Kunden entdecken und nicht im Erreichen persönlicher Ziele wie der nächsten Beförderung. Sie sollen sich fragen, ob der Kunde mit dem, was sie tun, etwas anfangen kann, ob sie seine Bedürfnisse so besser befriedigen als andere.“ (WERNER 2006).

Unter dem hier nur bruchstückhaft ausgezeichneten Horizont, vor dem die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens diskutiert wird, hebt sich in besonderer Weise die Befürchtung ab, dass seine Einführung nicht nur punktuelle Folgen zeigt, sondern zu Anfragen und Konsequenzen führen könnte, die eine Gesellschaft und ihre Grundannahmen in prinzipieller Absicht betreffen. Solche Anfragen können sein:

- Muss Wirtschaft ausschließlich als ein Für-sich-leisten gedacht werden oder funktioniert Wirtschaft auch im Rahmen eines Für-einander-leistens?¹⁶
- Ist ein evolutionsgeschichtliches Bild des Menschen geeignet, die Personalität des Menschen begreifbar zu machen?
- Geht unsere Wirtschaft „vor die Hunde“, wenn Menschen nicht mehr zur Erwerbsarbeit genötigt sind?

Wenn Arbeit (und Arbeit ist nicht gleichzustellen mit Erwerbsarbeit), zum Selbstvollzug des Menschseins gehört, dann werden die gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Vorteile, die aus den Aktivitäten derjenigen erwachsen, die ein bedingungsloses Grundeinkommen positiv nutzen, den Missbrauch bzw. seine Kosten um Potenzen überflügeln. In ökonomischer Hinsicht profitieren Mitarbeiter wie Unternehmen.

- Für *Unternehmen* liegen die positiven Nebeneffekte eines Grundeinkommens in der Relativierung der häufig vernommenen und doch nicht gerechtfertigten Forderung möglichst viele, auf Dauer orientierte Erwerbsarbeitsplätze zu schaffen oder zu sichern. Der Sinn wirtschaftlicher Tätigkeit liegt vielmehr im Herstellen, Anbieten und Versorgen der Menschen mit Gütern. Je weniger gesetzliche Vorgaben ein Unternehmen in arbeitsrechtlicher Hinsicht zu erfül-

16 Vgl. WERNER 2004.

len hat, desto konzentrierter kann es sich auf seine Produkte und Leistungen und die dafür nötige Strategie und Ausführung im Hinblick auf seine potenziellen Kunden konzentrieren. Je erfolgreicher es dies vermag, desto mehr ist es auf das Vermögen eines jeden Mitarbeiters angewiesen, die sich nicht mehr als unbedeutende Befehlsempfänger bzw. „Beschäftigte“ verstehen, sondern im Sinn eines Mitunternehmers (Ko-Entrepreneur) ihrer Sache und damit der Unternehmenssache dienen. (Zum Verhältnis Arbeit und Entrepreneur, siehe unten)

- Für *Personen*, die im Rahmen eines Grundeinkommens als Mitunternehmer in einem Unternehmen handeln, ist der Blick frei für das eigentliche Anliegen des Unternehmens: Für andere möglichst „gute“ Leistungen zu erbringen, ohne ständig mit der materiellen Sicherung der eigenen Existenz beschäftigt zu sein. Die Möglichkeiten, sich für die „eigene“ Firma einzusetzen würden realistisch vergrößert.

Was an „Gewinn“ realisiert werden *könnte*, zeigt die Halbtagsangestellte, die sich klaglos von ihrem Chef schikanieren ließ, weil sie auf diesen „Job“ finanziell angewiesen war. Sie mag im Grunde ihre Arbeit, sie hat (immer noch) gute Ideen, auf deren Grundlage der Ablauf in der Abteilung vereinfacht und zugleich kundenorientierter gestaltet werden könnte. Doch diese Ideen behält sie schon lange für sich. „Wenn mein Chef wüsste, was ich weiß. Aber ich sag es nicht.“ Ihre Arbeit schlägt ihr gelegentlich auf den Magen. Doch mit einem Grundeinkommen hat sie die Möglichkeit – ohne die Furcht zu haben, von heute auf morgen abzusteigen – zu sagen, was sie schon lange sagen wollte. Sie überlegt es sich lange. Doch dann geht sie zu ihrem Vorgesetzten und bittet um einen Termin. Er wird ihr gewährt und in einem 70-Minuten-Gespräch fliegen die Fetzen. Es kommt viel aus ihr heraus und nicht wenig kommt dabei heraus. Denn nun sitzt eine finanziell unabhängigere und insofern eine etwas Freiere am Diskussionstisch. Das Ende des Gespräches ist nicht das Ende der Arbeitsbeziehung. Sie bleibt. Die Probleme mit dem Magen werden erträglicher. Arbeitsfreude und Produktivität steigen.

Was an „Gewinn“ realisiert werden *kann*, zeigen heute schon Mitarbeiter, die in relativ gesicherten emotionalen und finanziellen Verhältnissen arbeiten. Ihr Gewinn entzieht sich jeglicher Berechenbarkeit und bildet gleichwohl die Basis dafür, dass sich mittelständische Unternehmen

gegenüber den großen aktiengeführten Branchenkonkurrenten nicht nur als ebenbürtig erweisen, sondern diese langfristig auch überleben werden. Denn da, wo Personen sich ganz einer Sache bzw. dem Dienst am Kunden widmen können, nicht aus Furcht vor zu wenig Gewinn, Reorganisation, Unsicherheit, Führungskräftewechsel und Outsourcing abgelenkt, irritiert und verunsichert werden, wachsen die Früchte, die durch den Geist der Freiheit gesät wurden, blüht die Möglichkeit des ganz anderen Blickes auf die Sache eines Unternehmens, gedeiht der Mut des Einzelnen zu sagen: „Wir könnten doch das auch einmal so machen.“ Derartige Arbeitsverhältnisse zeichnen sich durch besondere Führungs- und Unternehmenskulturen aus, in denen die „Kommunikation“¹⁷ eine herausragende Rolle spielt.

1.4 Die den Menschen beherrschende Rationalität und ihre Furcht vor ihrer Natur verhindert seine *bessere Natur*

Friedrich Schiller, gut 200 Jahre vor Oswald Metzger, hat kein Problem mit einem bedingungslosen Grundeinkommen, er kennt es nicht. Gleichwohl kennt er die von Metzger beschriebene Problematik. In den Augustenburger Briefen (Brief vom 11. November 1793), die als Vorstufe der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen betrachtet werden, heißt es: „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen, und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“ (SCHILLER 2000, S. 149). Doch auf welchem Wege soll der Mensch zu sich – in seine bessere Natur – gebracht werden? Ist mehr auf äußere Einwirkung oder doch verstärkt auf innere Einsicht zu setzen? Oder ist schon die Alternative eines „entweder-oder“ unangemessen? Wie ist mit Widerstand umzugehen? Was heißt das überhaupt: den Menschen dazu zu bringen, dass sich in ihm die *bessere Natur* regt? Welches Bild des Menschen ist dabei grundgelegt?

Im bisherigen Verlauf des Nachdenkens wurde deutlich, dass die nahezu flächendeckende Verwendung eines Menschenbildes, das in der biologischen Natur des Menschen seine Verankerung hat, dazu führt, dass die Entwicklung bzw. Fortschritte des Menschen in denselben „Naturkategorien“ gedacht werden.

¹⁷ Vgl. Häußner, in ROHRHIRSCH/HÄUBNER 2007, bes. Kap. 4 „Dialog im Miteinander-Füreinander-Leisten“, S. 59ff.

Im Bild, das Friedrich Schiller nutzt, ist der evolutionsgeschichtlich bestimmte Mensch darauf orientiert, immer noch wärmer zu wohnen und noch mehr zu essen zu haben. Es darf jedoch bezweifelt werden, dass fette und überhitzte Menschen wie Unternehmen Ziel und Sinn einer „guten“ Entwicklung sind.

Wenn am Ziel eines „immer mehr“ Zweifel berechtigt sind, dann ist es geboten nach der von Schiller bezeichneten *besseren Natur* zu fragen, die ständig, wenn auch nicht in expliziter Schillerscher Terminologie, als Kontrastbild in den bisherigen Überlegungen präsent war.

Ist mit einer *besseren Natur* des Menschen seine möglichst reine Geistigkeit zu begreifen und anzustreben, die die schwache, träge, hemmende Konstitution der biologischen Kreatur hinter sich lässt? Ist mit der besseren Natur der Übergang von der Intelligenzbestie Mensch zur reinen Intelligenz Mensch gemeint?¹⁸

Wer gewohnt ist, in Wenn-Dann-Kategorien, in Plus-Minus-Schemas, in 4-Quadranten-Portfolios zu denken, für den sind diese Fragen und die bisherigen Überlegungen eine provozierende gedankliche Zumutung. Doch womöglich ist es nur eine Zumutung für und gegenüber einer bestimmten Rationalitätsform, die schon seit langer Zeit mit *dem* Denken gleichgesetzt wird. Vermutlich ist der Widerwille so intensiv, weil diese Prägung des Denkens maßgeblich am Bau und Betrieb der herrschenden gesellschaftlichen Wirklichkeit beteiligt war. Sie gab und gibt die Beurteilungsmaßstäbe, die Überlegungen und Handlungen als „rational“ und „einsichtig“, als „nachvollziehbar“ und „vernünftig“ ausweisen oder mit den gegenteiligen Attributen ihre Unsinnigkeit und Nutzlosigkeit feststellen.

Diese Form des Denkens ist seit Jahrhunderten in Gebrauch. Sie ist am Werk, wo immer die Welt in *Subjekt* und *Objekt* getrennt und eine Erkenntnis über sie in *objektiv* und *subjektiv* eingeteilt und beurteilt wird. Ihre Erfolge sind unbestreitbar. Doch trotz aller ihrer Erfolge sollte nicht vergessen werden: Sie ist *eine* Form des Denkens und sie ist womöglich

¹⁸ Ein „reiner Geist“ wie ein Geist in einem Roboterkörper sind gewöhnlicher leiblich-materieller Fürsorge enthoben und zu ständiger Leistungsbereitschaft bereit. Schon vor Jahren sah einer der Hardliner der Robotikforschung, Hans Moravec, in der Entfesselung des Geistes aus dem biologischen Körper das Ziel eines künftigen un-menschlichen Menschentums. Der Mensch wird zum Roboter, zum Nutzen der Kultur. „Unsere Kultur wird dann in der Lage sein, sich unabhängig von der menschlichen Biologie und ihren Grenzen zu entwickeln.“ MORAVEC 1990, S. 12-14. Vgl. dazu auch ROHRHIRSCH 2002, S. 38-43.

auch nicht *die*. Bezeugt nicht jede Person in ihrem Lebensvollzug die Fragwürdigkeit dieser Ansicht.

Niemand, in der Einheitlichkeit seines Wesens und in der Ganzheit seines Welt-, Selbst- und Mitseins, läuft getrennten Wesens durch seine Lebenswelt. Niemand kann (sollte) zweier Herren Diener sein. Dieselben ethischen Grundwerte sind verbindlich, sowohl in privaten wie in beruflichen wie auch in gesellschaftlichen und politischen Bezügen. Überall ist es geboten ehrlich, aufrichtig, verlässlich und (sich) treu zu sein.

Dass diese Tugenden je unterschiedlich zu vollziehen sind, das steht nicht zur Diskussion. Nicht grundlos zeichnet nach Aristoteles den „Erfahrenen“ das aus, was im Deutschen mit „Klugheit“ übersetzt wird. Klugheit ist das Vermögen, das Gute in jeweils unterschiedlichen Situationen zu verwirklichen. Die Frage nach dem „guten Leben“ erfordert eine Übersetzung in unterschiedliche Lebensbereiche. „Bereichsethik ist jedoch keine Sonderethik.“¹⁹ Die geforderte Anpassungsfähigkeit ethischer Fragestellungen auf unterschiedliche Handlungsbereiche ist grundverschieden gegenüber den Ansprüchen konkurrierender Sonderethiken, die z. B. Offenheit, Ehrlichkeit und Solidarität für den privaten Lebensbereich einfordern und zugleich die entgegen gesetzten Verhaltensweisen im Beruf als verpflichtend deklarieren.

Hiervon ist wiederum ein Verhalten zu unterscheiden, das dieser Maxime widerspricht, sie als unethisch qualifiziert und doch ihr entsprechend handelt. Gerade Personen zeichnet es aus, dass sie um das Gute und Gesollte wissen und es doch nicht tun müssen, ja ausdrücklich gegen ihre eigene Einsicht handeln können. Personen ist eigen, dass sie dazu in der Lage sind, sehr lange sogar. Zumeist tun sie es, weil sie sonst Abträglichen für sich erwarten. Doch nur sehr wenige werden sagen, dass dieser Zustand gut ist, dass er als befriedigend empfunden wird und so bleiben soll.

Schon bei Dingen ist es schwer, sie so zu teilen, dass sie keinen Schaden daran nehmen. Bei Personen ist es unmöglich. Wo sich eine Person in ihren Überzeugungen teilt, da bleiben nicht zwei kleinere, aber sonst nicht beeinträchtigte Teile übrig. Wo Personen sich teilen, zerreißt es sie. Zerrissene Charaktere erkennt man nicht an zerrissener Kleidung. In Unternehmen sind zerrissene Charaktere ungleichmäßig verteilt. Sie treten gehäuft auf oder in verschwindend geringer Anzahl.

Ist möglicherweise nicht schon zu viel trennende, berechnende und planend ausgeformte Geistigkeit in Form bloßer Ratio im Menschen am

19 BUCHER 2000, S. 115.

Werk? Kann sich in diesem gewandelten Selbstverständnis noch etwas davon zeigen, was der Geistigkeit des Menschen ursprünglich aufgetragen war?

Eine Geistigkeit, die sich vormals als Entbergerin verstand und ihre Aufgabe im Sinne einer umsorgenden Behütung, Verwahrung und Sicherung begriff. Eine Geistigkeit, die den Aufgang der Dinge erhartete, die Dinge „sein“ ließ und dadurch deren Wesen zum Sprechen brachte.

- Diese Geistigkeit ist durch eine Wandlung ihres Selbstverständnisses zu einem lat. *instrumentum*, deutsch *Werkzeug* geworden, das die Dinge nicht mehr behütet, verwahrt und sichert, sondern feststellt, definiert und vereinnahmt.
- Diese Geistigkeit ist zu einer Rationalität geworden, die aus Dingen Gegen-Stände macht. Die Frage nach dem Wesen der Dinge verschwindet zugunsten eines berechenbaren Umgangs mit den Gegenständen, deren „Sein“ sich aus ihrer Materialität und Funktionalität bestimmt.

Die gewandelte Form des Geistes zeigt sich in seiner Vollendung in der neuzeitlich wissenschaftlichen Rationalität, die – inzwischen grenzenlos verbreitet – eine umfassende Herrschaft über alle Seinsbereiche ausübt, indem sie diese zu Gegenstandsbereichen macht.

Der Geist des Menschen zeigt sich in und als „Ratio“ und in der Rationalität seines Vorgehens. Einem „rationalen“ Vorgehen ist eigen, dass es in einem betont neutralen und damit emotionslosen Vorgehen sein Ideal von Erkenntnis und Problemlösung bestimmt. Aus einem befindlichen Verstehen²⁰ wird ein methodisch geleitetes und den Gegenständen gegenüber gleichgültiges Werkzeug, das in den Fragen des „wofür“ und „wie“ seine Maßpunkte ansetzt.

Rationalität ist nicht nur Mittel zur Erkenntnis, sondern verfügt zugleich über die Wahrheitskriterien, an denen sich eine Erkenntnis messen lassen muss.

Wer über die Kriterien der Wahrheit bestimmt, bestimmt die Wahrheit des Seienden und somit die Wahrheit des Menschen. Sie bestimmt nicht nur den Menschen, sondern auch dessen „Natur“, nicht nur „dessen“ Natur, sondern „Natur“ überhaupt. Die Natur wird zu dem, was eine

20 Vgl. ROHRHIRSCH 2007a.

bloß werkzeugorientierte, planend bestimmende und mit spitzem Bleistift rechnende Rationalität entsprechend ihrer Kriterien als vernünftig *und* unvernünftig über sie verfügt. Dieser Geist bestimmt nun, was Natur heißt.

Im Namen und in den Kriterien dieser Rationalitätsform, die über den Menschen herrscht, indem sie ihm die Maßstäbe für Wahrheit wie für die Dinge²¹ vorgibt, kämpft der Mensch für ein vermeintlich besseres individuelles Schicksal, wie auch für eine glücklichere Menschheit.

Höchste Aufmerksamkeit sollte dabei der Sachverhalt erregen, dass der Kampf für eine bessere Menschheit zunächst ein Kampf gegen die „Natur“ des Menschen ist, das heißt gegen eine durch die Ratio bestimmte Naturauffassung.

Dieser Kampf des „vernünftigen“ Menschen gegen den „natürlichen“ Menschen beginnt früh und hört spät auf. Sein ständiger Begleiter ist die Furcht. Die Furcht des „vernünftigen“ Menschen vor seiner animalitas. Die Furcht ist so groß, dass Säuglinge gewickelt wurden, Kinder nicht nur erzogen, sondern gedrillt werden, und Überlegungen angestellt werden, ob Menschen ihr Lebensrecht entzogen werden kann, wenn sie es nicht mehr vermögen, intellektuelle Leistungen intersubjektiv nachprüfbar auszuweisen. Die reine animalitas des Menschen ist minderwertig. Der ausschlaggebende Wert des Menschen liegt in seinem rationalen Vermögen und dessen potenzieller Verwertbarkeit in ökonomischer Hinsicht.²²

Die Furcht des Menschen vor einem Rückfall in die animalitas und die daraus folgenden Aktionen ist die Flucht eines auf Rationalität reduzierten Geistes vor seinem Grund. Darin ist *das* Problem des „geistigen“, das heißt eines sich ausschließlich rational bestimmenden Menschen zu sehen: ein geistiges Wesen sein zu wollen, das, je mehr es sich erkennt, erkennt, dass sein Wesen im Nicht-Geistigen gründet. Im Seienden liegt der Grund des menschlichen Geistes. Menschsein heißt, ein Sein zu sein, das das Seiende braucht, um sein zu können. Eine größere Demütigung ist für den menschlichen Geist nicht vorstellbar: Auf ein „Un-Geistiges“ nicht nur angewiesen zu sein, sondern zu erkennen, dass das Nicht-geistige, (und dieses durch die Ratio sogleich bestimmt als das Tierische, das Biologische, das bloß Natürliche, das Materielle etc.), das Seiende, der Grund des Geistes des menschlichen Daseins als ein In-der-Welt-sein ist.

21 Vgl. HEIDEGGER 1977, GA 5, S. 75. „Die Metaphysik begründet ein Zeitalter, indem sie ihm durch eine bestimmte Auslegung des Seienden und durch eine bestimmte Auffassung der Wahrheit den Grund seiner Wesengestalt gibt.“

22 In der Abwertung des menschlichen Leibes lässt sich ein Bogen ziehen, der von Platons Ideenlehre bis zu den Überlegungen der Agentur für Arbeit im August 2008 reicht: Langzeitarbeitslose zur Betreuung von Dementen einzusetzen. (SÜDDEUTSCHE ZEITUNG Nr. 190, 2008, S. 6).

Die Überhöhung seiner Rationalität bedingt die Furcht, dass das „Tierische“ in den Herrschaftsbereich der Rationalität eindringen und es zurückerobern könnte. Mit allen Mitteln und ganzem Willen ist es deshalb geboten und erlaubt, das Tierische im Menschen endgültig auszutreiben und wo es noch nicht so weit ist (doch alle Robotik arbeitet daran) ist es als Un- und Widergeistiges doch beständig klein zu halten.

Was es heißen würde im Kampf nachzulassen, sieht man an normalen Tieren ständig (so deutet es die zur Macht strebende, unabhängig sein wollende Rationalität): Die fressen, saufen, und je nach Jahreszeit, „treiben“ es ganz schön wild und sonst machen (leisten) sie eigentlich nichts und pennen nur vor sich hin. Aus der Perspektive einer berechnenden und planenden Rationalität heißt Tiersein: Seine Zeit nicht nutzen. Im Grunde verträdeln Tiere ihre Zeit.

Kann der furchtgetriebene Maßstab dieser Rationalitätsform, der alles in seinen Zugriff bringen muss, deutlicher zum Vorschein kommen? Dieser Rationalität verdankt sich unser „objektiv-rationales“ Bild vom Tier. Hier, wie auch sonst wird wieder deutlich: Wer mit demselben Maßstab misst und ihn auf alles anlegt, macht alles gleich. Dann werden Tiere zu „Verwandten“, die eben eine andere Sprache sprechen. Aus Eisbären werden *Knut* und *Wilbär*.

Die abgründige Unterschiedenheit zwischen Mensch und Tier wird dadurch nicht geringer, sondern noch mehr verdeckt. Menschen ist ein Zeitverständnis eigen, in dem sie erfahren, dass sie nicht nur Zeit „haben“, sondern auch verlieren können. In diesem Sinn hat kein Tier jemals Zeit. Wäre dem so, dann müsste auch ein Tier seine Zeit verlieren können. (Vgl. HEIDEGGER 1998, GA 38, S. 145).

Wer nach einer *besseren* Natur des Menschen fragt, dem wird offenkundig, dass diese weder auf Kosten seiner physischen noch seiner geistigen Natur herstellbar ist.

Ferner wird zu bedenken sein, dass die Frage nach der Ermöglichung einer besseren Natur des Menschen nicht in der Absicht gefragt werden kann, wie dort, wo es um die Behebung eines Informationsdefizits geht. (So kann die Frage selbstverständlich auch verstanden und gestellt werden).

Die Frage nach der besseren Natur beinhaltet in der Frage nach dem Menschen die Frage nach *mir selbst*. Eine darauf gegebene Antwort betrifft und bestimmt mich als den Fragenden. Mit meiner Antwort entscheide ich über mein Dasein. Für diese Fragen, die das Dasein vor sich selbst stellen und es mit sich selbst konfrontieren, hat sich innerhalb der deutschen Sprache ein einzigartiger Begriff entwickelt.

2 Gretchenfragen öffnen Grundbegriffe des Grundeinkommens

2.1 Gretchenfragen ermöglichen Zugänge zum Wesentlichen in der Frage nach dem Bild des Menschen

Die Frage nach einem bedingungslosen Grundeinkommen, mehr noch die Art und Weise, das heißt das „wie“ ihrer Stellung und Beantwortung, stimmt überein mit einer Frageform, wie sie in bleibend gültiger, das heißt in klassischer Weise, in Goethes „Faust“ zum Ausdruck gebracht wird: in der Frage des Gretchens an ihren Heinrich, wie er es denn mit der Religion²³ halte (Verse 3414-3418). Seither können derlei Fragen *Gretchenfragen* genannt werden.²⁴

An Gretchenfragen wird die Besonderheit dessen offenkundig, was Menschsein ausmacht. Gretchenfragen verdanken sich einem anderen Denken. Die Wirksamkeit dieses Denkens zeigt sich selbst darin noch, wo es „nur“ im Kleide einer Frage daherkommt. Gretchenfragen vermögen es, den Menschen in seinen eigenen Grund zu führen und diesen, wenn auch nur selten und mit viel Mut, ein wenig auszuleuchten. Gretchenfragen erfordern Besinnung: „Besinnung ist der Mut, die Wahrheit der eigenen Voraussetzungen und den Raum der eigenen Ziele zum Fragwürdigsten zu machen.“²⁵ *Gretchenfragen* sind nie mit ihrer Antwort „erledigt“. Erst in zweiter Linie geht es ihnen um eine Beantwortung. Schon die Frage selbst, indem sie gestellt wird, „macht“ etwas mit demjenigen, dem sie gilt. Sie wirkt, und sie wirkt auch da, wo man weder in der Lage noch des Willens ist, sie zu beantworten. Wer immer eine Gretchenfrage als an sich gerichtet vernimmt, und im Vernehmen die Frage „versteht“, hat damit schon eine „Antwort“ gegeben. Wer die Frage vernommen hat, ist ihr damit gehörig. Als Vernehmender steht er in ihrem und durch sie erzeugten Wirkungskreis und ist insofern nur im Bezug seiner inhaltlichen Antwort auf sie noch frei. In seinem Belieben steht es nicht mehr den wirkenden Anspruchskreis, in dem er sich befindet und erfährt, als solchen zu bilden oder zu verlassen.

23 Im Sinne von (Zurück-)Bindung an das Geistig-Göttliche.

24 Inwieweit das Weibliche in einem besonderen Bezug zu Grund- und Ursprungsfragen steht, kann hier nicht weiter verfolgt werden.

25 HEIDEGGER 1977, GA 5, S. 75-113, S. 75.

Gretchenfragen sind ein An-Ruf an das eigene Selbstverständnis und Auf-Ruf zu seiner Bildung. Gretchenfragen fordern *und* erwirken eine Stellungnahme zu sich selbst. Wer sie „versteht“, dem wird offenkundig, dass er genötigt ist, sein Leben aus sich selbst zu führen. Der erfährt in diesem Verstehen, dass er nicht nur lebt, sondern *existiert*. *Gretchenfragen sind Auf-Rufe zum Vollzug der eigenen Existenz.*

Im vermeinenden Vernehmen der Gretchenfrage wird der Hörende in doppelter Hinsicht „gerichtet“.

- Er wird durch sie im Sinne einer Orientierung aus-gerichtet. Orientierung wird dabei verstanden als unerlässliche Bedingung zur Ausbildung einer Haltung bzw. geistigen Einstellung.
- Des Weiteren bedeutet „richten“, sich unter eine prinzipielle Rechtfertigungsanforderung zu stellen und sich damit zu einem *Gewissen-haben-wollen* „entschieden“ zu haben.

Erst der, der ein Selbstverhältnis *ist*, das heißt sich in diesem erfährt, indem er es vollzieht, ist in das Vermögen gestellt, seinem Selbst gemäß zu handeln und zu wählen und sich damit nicht nur zu irren, sondern sich zu verfehlen.

In Gretchenfragen wird das Alltags-Ich eines Individuums vor sich selbst, das heißt sein Selbst gestellt. Indem es sich von ihm konfrontieren lässt und als konfrontiert erfährt, eröffnet sich ihm die Struktur seines Seins. Das Sein des Daseins gehört nicht ihm selbst. Es ist ihm „übereignet“. Diese Übereignetheit zeigt sich in der Differenz des *Ich* von seinem *Selbst*. In ethischer Sicht zeigt sich diese Unterschiedenheit in der Einsicht, dass nicht alles, was gut für einen selbst ist, auch vom eigenen „Ich“ gewollt wird und ebenso mein „Ich“ manches will, von dem man selbst *eigentlich* weiß, dass es nicht gut ist.

Ein verstehendes Sich-zu-sich-selbst-verhalten zu sein und in ihm zu erfahren, woran man mit sich selbst ist, diese differenzierte Einheit ist das, was einen Existierenden von einem bloß Lebenden unterscheidet. Einem Existierenden bestimmt sich das „was“ seines Wesens als „wie“ seines Vollzuges. Darin liegt der *entscheidende* Grund, warum es nicht gleichgültig ist, wie Menschen über sich selbst denken, wie sie mit sich umgehen, was sie von sich halten. Menschen können dem gleich werden, von dem sie glauben, dass sie es sind. Menschen können sich den Bildern angleichen, die in ihren Köpfen herrschen. Diese Bilder formen nicht nur das Verhalten derjenigen, die diese Bilder in ihrem Kopf haben, sondern auch jener, die

diesem Bild entsprechend behandelt werden. Das einem Menschen voraus entworfene Bild vermag ihn zu formen, zu prägen – vermag ihn zu bilden. „Bildung‘ ist Prägung zumal und Geleit durch ein Bild.“²⁶

Die Gefahren, die vom „Bildermachen“ ausgehen, können nicht durch ein Verbot des Bildermachens aufgelöst werden.²⁷ Das ist einem Wesen, das sich ständig voraus entwirft, nur schwer möglich. Es wird ihm unmöglich, wo aus einem zu vernehmenden Zu-Spruch des Seins ein Aus- und An-griff des Subjekts gegenüber den Objekten einer gegenständlichen Wirklichkeit geworden ist. „Der Grundvorgang der Neuzeit ist die Eroberung der Welt als Bild.“²⁸ Wo Weltbilder herrschen, kann sich der Mensch diesen (seinen Bildern) nicht mehr entziehen. Möglich bleibt es ihm jederzeit ein „gutes“ Bild des Menschen zu machen.

„Besser“ allerdings wäre es, nach dem Wesen eines Wesens (dem Menschen) zu fragen, das zum Entwurf seines Wesens fähig ist und dieses Vermögen zugleich als Not bzw. Notwendigkeit erfährt, diesen Entwurf als „Selbstbild“ zu gestalten. Wie muss vom Sein eines derartigen Wesens gedacht werden, dem ein solches Können wesentlich ist? Einem Wesen, das zu jeder Zeit seine Geworfenheit erfährt, und durch diese Erfahrung seiner grundlegenden Geworfenheit und Determiniertheit, mit anderen Worten, in der Erfahrbarkeit seiner radikalen Endlichkeit, seiner *Freiheit* gewahrt wird? Ein Wesen, das nicht nur Freiheit zu denken vermag, sondern in seiner existierenden, abgründigen, nirgends gesicherten Bodenlosigkeit zu jeder Zeit erfährt, dass es frei *ist*.

Freiheit vereinzelt. Deshalb ist das Wesen des Menschen nicht zu fassen, wenn es entsprechend dem Wesen gegenständlicher Gattungen nachgefragt wird. „Das Sein, *darum* es diesem Seienden in seinem Sein geht, ist je meines. Dasein ist daher nie ontologisch zu fassen als Fall und

26 HEIDEGGER 1976, GA 9, S. 217. Mit Platon ist Heidegger der Meinung, dass Bildung im Sinne dieser *peideia* nicht darin ihre Bestimmung findet, jemanden mit immer noch mehr Kenntnissen zu „füllen“. „Die echte Bildung ergreift und verwandelt dem entgegen die Seele selbst und im Ganzen, indem sie den Menschen zuvor an seinen Wesensort versetzt und auf diesen eingewöhnt.“ Ebd.

27 Das Bilderverbot des Alten Testaments ist ein Verbot das Göttliche durch die Dinge der Welt zu bebildern und den Unterschied zwischen dem Schöpfer mit dem Erschaffenen einzuebene. „Du sollst dir kein Gottesbildnis machen, das irgend etwas darstellt am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.“ Dtn 5,8. vgl. auch Ex. 20,4 (Text „Einheitsübersetzung“).

28 Vgl. HEIDEGGER 1977, GA 5, S. 75-113. Wo der Mensch sich Bilder schafft und sich an ihnen orientiert, ist die Metaphysik des Subjekts am Werk, ist Philosophie im Grunde „Anthropologie“. Aus diesem Denken vermag der Mensch nicht durch eigenen Willen „auszusteigen.“ „Aber der Mensch kann vordenkend bedenken, daß das Subjektsein des Menschentums weder die einzige Möglichkeit des anfangenden Wesens des geschichtlichen Menschen je gewesen, noch sein wird.“ Ebd., S. 111.

Exemplar einer Gattung von Seiendem als Vorhandenem.“ (HEIDEGGER 1977, GA 2, S. 57).

Wenn dem aber so ist, dann ist in der Konsequenz die Frage nach dem Menschen anders zu stellen. Die Jemeinigkeit des Daseins verändert die Wesenfrage wesentlich. In einer Berücksichtigung auf jene reicht es nicht mehr aus, zu fragen: *Was ist der Mensch?*, sondern dann ist zu fragen: *Wer ist der Mensch?*

Wer so fragt, dem kann es nicht mehr genügen eine von außen beobachtbare, zuschreibbare und gesicherte Allgemeinheit aufzuweisen, die allen Menschen Gemeinsames enthält und unter dem jedes empirische Individuum subsummierbar ist.

Die Wer-Frage nach dem Menschen richtet sich nicht nach dem Allgemeinen, sondern sie nimmt in der Frage nach ihm, in der Sorge um ihn und in der Hilfe für ihn ihre Orientierung und Gründung aus dem Wesentlichen je *dieses* Menschen.

Die Absicht, Menschen zu helfen und zu unterstützen, hat auf der Einsicht zu gründen, dass alle Maßnahmen darin fundiert zu sein haben, dass sie demjenigen, dem sie zgedacht sind, zur Übernahme seines je eigenen Wesens fähig machen. Damit solches möglich ist, bedarf es auch einer Hilfe von außen, die wiederum nur zu einem sehr geringen Teil materiell gefasst ist. Doch dieser materiellen Hilfe bedarf es notwendig.

Wem es gelingt, der Aufgabe der Übernahme des eigenen Wesens gerecht zu werden, der braucht keine gesetzlich geregelte oder moralisch genötigte Verpflichtung zu einer Gegenleistung. Denn die Ausbildung einer Person, verstanden als Vollzug der Übernahme des eigenen Wesens, geschieht im Modus eines mitteilenden Mit-seins mit anderen. Wo jemand mit der Einmaligkeit seines Wesens in Berührung kommt, da geschieht, im Vollzug dieser Übernahme, die sich als Gestaltung, Prägung und Ausbildung des Daseins in seinem In-der-Welt-sein vollzieht und sich als Besorgen und Fürsorge im Mit-sein-mit-anderen äußert, da geschieht, vollzieht und ereignet sich diese Übernahme des eigenen Wesens, in der Urform dessen, was *Arbeit* ist.

Jede Hilfe, auch die eines Grundeinkommens, hat zum Zweck, Menschen zu ihrer Autonomie zu führen und das heißt, sie zum verantwortlichen Gebrauch ihrer Vermögen fähig zu machen.

Der Grundsatz zur Hilfe lautet demzufolge als Maxime formuliert: Verhilf je *diesem* Menschen zu dem zu werden, was er immer schon wesentlich ist. Was (wer) er je schon immer ist, ist nicht identisch mit der Lage, in der er sich augenblicklich vorfindet und aus der er sich beurteilt.

Weil der Mensch ein ständiges Sich-voraus ist, ist er immer *mehr*, als am empirischen Verhalten und am Status seiner sozialen Lage ablesbar ist.

Ein *wesentliches* Bild des Menschen enthält als Vorgabe und Aufgabe die Verwirklichung seines Ursprungs, der ihm als seine Zukunft entgegenkommt. Mit dem Aufruf: „Werde der du bist“ ist niemals die Restauration einer historisch verstandenen Vergangenheit angezielt. Im Bild seiner Zukunft ist vielmehr das angesprochen, was ihn seinem Wesen nach, das heißt seinem Ursprung gemäß, leitet und bestimmt.

Gretchenfragen sind Grundfragen. Gretchenfragen können sehr kurz sein und müssen nicht als Frage in Erscheinung treten. Eine ihrer durchdringenden Formen ist der An-Ruf einer Person durch die Nennung ihres Namens.²⁹

Gretchenfragen unterliegen keinen Konjunkturzyklen. Sie verschwinden nie, wie sie auch nie veralten. Sie veralten nicht, weil sie niemals „in“ sind. Sie wirken auf eine ihr eigene Art. Gretchenfragen verstanden als Grundfragen gibt es immer, wenngleich sie sich wandeln. „Neuzeitlich“ transformiert werden Gretchenfragen nicht mehr in liebevoller Zuneigung und in der schützenden Vertrautheit eines Gartens gefragt (der noch paradiesische Anklänge enthält), sondern zwischen area 51 und *Roswell* in Diskussionsforen und Channels engagiert aufgeworfen, bekenntnishaft beantwortet und in Blogs, Profilen und Communities energisch verteidigt. Die Frage eines Cyber-Gretchens lautet demzufolge nicht mehr: „Wie hast du's mit der Religion?“, sondern: „Glaubst du an die Existenz Extraterrestrischer? Und wenn nicht, was hast du für ein Problem damit?“

2.2 Handels- und Handlungsplattformen, die auf Mittel-Zweck-orientierten Menschenbildern fußen, funktionieren, aber integrieren nicht.

Gretchenfragen, gleichgültig in welchen Zeiten gefragt, führen in das Wesentliche des Menschen. Durch sie öffnet sich ein Zugang zum Bild des Menschen, das er von sich selbst hat. Auch wenn zunächst die anderen

²⁹ „Es war aber nicht die Gemeinde, die der Geistliche anrief, es war ganz eindeutig und es gab keine Ausflüchte, er rief: „Josef K.!“ K. stockte und sah vor sich auf den Boden. Vorläufig war er noch frei, er konnte noch weitergehen und durch eine der drei kleinen dunklen Holztüren, die nicht weit vor ihm waren, sich davon machen. Es würde eben bedeuten, daß er nicht verstanden hatte oder daß er zwar verstanden hatte, sich aber darum nicht kümmern wollte.“ KAFKA 1990, S. 286f.

gemeint sind, spricht der, der über andere spricht, über sich. Denn in allen Beurteilungen und Zuschreibungen, die andere und anderes betreffen, sind die eigenen Sinngründe und Wertehierarchien präsent und wirksam.

Die Frage nach dem Menschenbild kann nicht überschätzt werden. Wer nach ihm fragt, will wissen, wie sich der Mensch im Ganzen des Seienden einordnet und darin versteht. Wer nach dem Menschenbild fragt, fragt nach letzten – nicht notwendig reflexiv bewussten – Grundannahmen und Überzeugungen, die einen Menschen ein Leben lang begleiten und sein Handeln und Verhalten grundlegend bestimmen. Diese letzten Überzeugungen stehen außerhalb konkreter Sinnbeurteilungen, prägen sie doch allererst den Rahmen, in dem etwas für sinnvoll bzw. sinnlos gehalten werden kann.

Die Offenlegung des Menschenbildes ist deshalb so bedeutsam, weil in ihm Grundentscheidungen vorliegen, die ausnahmslos jede Lebens- und Arbeitssituation – und sei sie noch so alltäglich bzw. selbstverständlich – in grundsätzlicher Weise konfigurieren.

Je nachdem, auf welchen Fundamenten Menschen ihre Existenz gründen, werden sie ihr In-der-Welt-sein, das sich in ihrem Selbstverständnis und in der Bedeutung ihres Mit-seins-mit-anderen äußert, unterschiedlich entwerfen und vollziehen. Wer sich als bloßes, zufälliges, evolutionäres Produkt versteht, wird in handlungsfordernden Situationen nicht notwendig zu denselben Handlungsanweisungen kommen wie jemand, der sich von einer absoluten Macht anerkannt, gewollt, getragen und behütet weiß. In quantitativer Hinsicht wird es nur wenige Situationen geben, aus denen unterschiedliche oder gar entgegen gesetzte Handlungsimperative folgen. Vermutet werden darf jedoch, dass diese Situationen als tiefgreifend und herausfordernd empfunden werden. Unter Umständen schon dadurch, dass die eigenen Handlungen bzw. Handlungsmuster in diesen Situationen nicht durch das Toleranzverhalten einer gesellschaftlichen Mehrheit begleitet werden, welches im „Normalfall“ als Legitimationsausweis für das eigene Handeln betrachtet wird.

Nicht erst seit Marco Polos Zeiten dient zur Reduzierung dieser Konfliktsituationen eine mittlerweile planetarisch ausgeweitete, ökonomisch orientierte Handlungslogik. Sie sorgt dafür, dass für Menschen, die vornehmlich zum Zwecke von Handelsbeziehungen mit anderen Menschen in Kontakt treten wollen, in nahezu jeder Ecke des Planeten ein ausreichend gesicherter und berechenbarer Handelsraum zur Verfügung steht. Seine Sicherung wird über eine vorsätzliche Ausklammerung von Grundannahmen und Überzeugungen erreicht, die jede noch so unbedeutende und selbst-

verständlich scheinende Handlung, Haltung und Verhalten von Menschen prägen und orientieren und auch die ökonomisch verstandene Erzeugung von Produkten und Leistungen einschließt.

Damit ein Austausch von Gütern und Leistungen unter gegenseitig akzeptierten, individuell vorteilsorientierten Nutzenabwägungen möglichst reibungsfrei (mit anderen Worten, grundlagenfrei bzw. sinnfrei) stattfinden kann, ist es von Vorteil, die elementar verknüpften Wert- und Bedeutungsgelände, die Personen mit ihren Handlungen verbinden, von den Leistung und Erzeugnis herstellenden Handlungen dieser Personen zu trennen.

Durch die Trennung von Hersteller und Hergestelltem, von Produzent und Produkt, wird das Erzeugnis zur „Sache“, zu einem bloßen Objekt und Bestandsstück. Die Herstellung wird zur Funktion. Auf bloße Funktionen reduzierte und begriffene Märkte haben Vorteile. Je besser der Herstellungsprozess sich von allen Sinnkonstitutionen ablösen lässt, je mehr eine Reduzierung auf beobachtbare Funktionsbeziehungen angestrebt und ein gerichtet werden kann, desto eher ist er für den Zu- und Eingriff einer berechenbaren Rationalität geeignet. Im „Idealfall“ sind alle störenden, d. h. metaphysischen, ethischen, moralischen und sonstigen Konflikt erzeugenden Faktoren systematisch ausgeblendet bzw. systemadäquat interpretiert.

Der vorsichtig angebrachte Hinweis auf mögliche Nebenwirkungen, wie z.B. der, dass eine ausschließlich funktionalistische Sicht auf interpersonale Handlungen auch die betreffenden Personen entpersonalisiert und zu lediglich funktionierenden Akteuren bzw. agierenden Funktionären macht, wird der für Nebenwirkungen nur begrenzt zuständige wirtschaftswissenschaftliche Fachmann mit dem Verweis auf den Mehrwert und die Eigengesetzlichkeiten des Marktes beantworten.

Das wahrhaft Zauberhafte in vielen Argumentationen zu moralfreien Wirtschaftsprozessen liegt in ihrer beständigen Versicherung, dass gezielt moralfrei (a-moralisch) strukturierte Aktionen zu moralischen Veränderungen in den Akteursbeziehungen führen. *Wandel durch Handel* ist das Schlagwort für den als Tatsache ausgegebenen Wunsch, Staaten, Regime und Machthaber, die nicht oder noch nicht eine akzeptierte Menschenrechtspolitik betreiben, durch eben diese Handelsbeziehungen zu einer Veränderung ihrer Positionen zu bewegen.³⁰

³⁰ Als Beispiel unter vielen findet sich dieser Gedanke im Editorial der Zeitschrift *Magazin Wirtschaft* (06/2008) der IHK Stuttgart. „Das Engagement westlicher Firmen – Wandel durch Handel – kann einen wichtigen Beitrag zur weiteren Öffnung in China leisten.“ MÜLLER, S. 3.

Aristoteles beschreibt in seiner Nikomachischen Ethik (NE) drei Stufen der Freundschaft.

„Es gibt also drei Arten der Freundschaft, entsprechend den Arten des Liebenswerten. Und in jedem Falle gibt es eine Gegenseitigkeit, die nicht verborgen bleibt. Wer einander liebt, will also einander das Gute in dem Sinne, in dem sie einander lieben. Die einen lieben einander also wegen des Nutzens und nicht als solche, sondern sofern sie einander Gutes verschaffen. Dasselbe gilt für jene, die einander der Lust wegen lieben. ... Wer also um des Nutzens willen liebt, tut es um seines eigenen Gewinns willen, und wer um der Lust willen, tut es um seiner eigenen Lust willen, und nicht sofern der Geliebte ist, was er ist, sondern nur soweit er nützlich oder angenehm ist. Das sind zufällige Freundschaften. Denn der Freund wird da nicht geliebt in dem, was er ist, sondern nur soweit der eine einen Gewinn, der andere Lust verschafft. Dergleichen Freundschaften lösen sich bald auf, da die Partner nicht dieselben bleiben. Wenn sie nämlich nicht mehr angenehm oder nützlich sind, hört die Freundschaft zu ihnen auf.“

(ARISTOTELES 2001, 1156a / 8.Buch Kap.3)

Beziehungen, die durch Nutzenerwägungen zustande kommen und diese dominieren, sind seiner Meinung nach diejenigen, die am schnellsten in die Brüche gehen.

Eine begründete Hoffnung auf Wandel durch Handel ist dort möglich, wo in Handelsbeziehungen der Gewinnmaximierungsgedanke keine exklusive Rolle spielt, ein Aussetzen der Handelsbeziehung nicht das Ende der Beziehung beinhaltet.

Die Reibungsfreiheit in Handelsbeziehungen wie auch der Umgang zwischen Individuen, die unterschiedlichen Nationen oder gesellschaftlichen Schichten zugehören, wird häufig durch eine Ausklammerung von Konfliktpotenzial erreicht. Seltener hingegen werden übereinstimmende Grundansichten eine gemeinsame Handlungs- und Argumentationsplattform bilden.

Eine Übereinstimmung in Grundfragen würde nicht nur Kenntnis oder Toleranz, sondern darüber hinaus Akzeptanz des anderen Standpunktes voraussetzen. Das ist nicht zu bewerkstelligen ohne – und alles andere darauf fundierend – den Mut zur Besinnung auf die *eigenen* Gründe und Überzeugungen zu lenken.

Der Mangel an Mut zur Besinnung und die daraus folgende Grundlosigkeit zeigt sich in vermeintlich plötzlich aufbrechenden Konflikten, zu deren Eindämmung Appelle formuliert werden, die ihre Sinnspitze darin tragen, zum „vertrauensvollen Zusammenleben“ aufzurufen und im Grunde die Rückkehr der alltäglichen Reibungsfreiheit anstreben.

Zur Verschärfung der Konflikte führt, dass in ihnen die Erfahrung der eigenen Grundlosigkeit spürbar und offenkundig wird. Und gerade die Erfahrung der eigenen Grundlosigkeit, deren Ursache in einer nur noch übernommenen, aber nicht mehr kritisch reflektierten und neu angeeigneten Tradition liegt, führt häufig zu aktionistischen und selten sachgerechten Aktionen.

„Geschäfte“ machen und „Handeln“ ist mit nahezu allen Menschen aus sehr verschiedenen Kulturkreisen möglich. Ebenso wird ein geregeltes „Nebeneinanderherleben“ unterschiedlicher religiöser, konfessioneller, kultureller, gesellschaftlicher Gruppen möglich sein, wo sich das Zusammentreffen bzw. das Zusammenleben auf die Notwendigkeit geteilter „Überzeugungen“ beziehen, die in ihrer Qualität wenig mehr als die Berücksichtigung einer roten Ampel zum Ziel haben, die schon um der eigenen Gesundheit willen von möglichst allen beachtet werden sollte.

Doch nicht alle Vereinbarungen lassen sich als *Rot-Grün-*, als *Stehen-Gehen*, als *Entweder-Oder*-Entscheidungen lösen. Die Erziehung von Kindern, die Wertigkeit der Geschlechter in Gesellschaft und Religion, werden spätestens dann zum Problem, wo die jeweiligen Bilder zu unterschiedlichen Handlungsanweisungen im „gemeinsamen“ Alltag führen.

Von *Integration* ist hier die Rede, auch wenn dieser Begriff bisher umgangen wurde. Von Integration ist häufig zu hören und selten wird nachgefragt, was er im jeweiligen Zusammenhang bedeutet. Was wird gemeint, wenn Integration mit „Eingliederung“ übersetzt wird? Wohinein soll eingegliedert werden? Wird ein vorausgesetztes Ganzes noch „ganzer“, wenn in es noch etwas hinzu- und hineingenommen wird? Welches Bild von Einheit leitet eine „Integration“? Das von Kieselsteinen, die in einen Sandhaufen integriert werden sollen? Bei diesem Vorhaben geschieht Integration durch eine Zertrümmerung der Kieselsteine auf Sandkorngröße. Aus der Sicht der Sandkörner ist das eine erfolgreiche Integration. Die Kieselsteine würden das womöglich nicht so sehen. „Integration“ ist hier als Assimilierung gedacht, die eine Veränderung und Gleichmachung der zu integrierenden Elemente beinhaltet.

Welche Idee von „Einheit“ sollte bei Personen leitend sein, wenn es nicht die einer Nation, des Blutes oder einer kommerziell verwertbaren Technologiekompetenz sein soll?

Und weiter ist zu fragen: Wenn es eine Würde der Person „gibt“, dann kann der Zweck von Personen nicht außerhalb ihrer selbst liegen. Als Zweck verbietet sich auch dann der Vorrang einer Person vor einer anderen. Den Zweck aller zu achten kann nur so möglich sein, dass Integration sich unter den Maßstab der Gerechtigkeit stellt, ja diese selbst als Verwirklichung von Integration begriffen wird. Der Zweck des Menschen ist der Mensch – aber welcher? Welches Bild von ihm ist leitend und grundlegend?

2.3 *Integration* bedeutet Selbstwerden – zum Wohle für andere. Selbstwerden und Weltwerden gehören als sich verringende Glieder zur selben Kette

Das Bild einer Kette ist wie jedes Bild, das aus einer physikalisch vorgestellten Natur entnommen wird, ein dem Menschen (hier und folgend Mensch als Person verstanden) unangemessenes Bild.³¹ Trotz seiner Unangemessenheit kann mit ihm die konstitutive Verschränktheit der Menschen untereinander verdeutlicht werden.

Die Glieder einer Kette, das ist selbstverständlich, aber keineswegs bedeutungslos, sind nicht die Kette selbst. Sie sind auch nicht eine bloße Eigenschaft der Kette, wie etwa ihre Farbe. Die Glieder sind ihrer Kette in ganz besonderer Weise zugehörig: Sie sind wesentlich in ihrer Bedeutung für die Ganzheit der Kette, für ihre *Tauglichkeit, das zu sein, was sie ist*.

Die Glieder sind miteinander verbunden, aneinander ausgeliefert, voneinander abhängig, je nach Kette oder Kettchenart hoch ähnlich oder mit Sorgfalt unterschiedlich gestaltet. Doch gleichgültig, ob eine Kette als sich *verringender Ring*, als Reif oder als offene Kette (z. B. Ankerkette) gedacht wird: Es sind stets mehrere Glieder und jedes entscheidet über die Tauglichkeit der Kette.

Wieviele Glieder gehören zu einer Kette, damit sie eine Kette sein kann? Die Bedeutung der Anzahl der Glieder einer „Völker- und Nationenkette“ leitet sich aus deren Selbstverständnis ab, das wiederum seine Aufgabe bestimmt. Ihrem Selbstverständnis gemäß und der daraus abgeleiteten Aufgabe ist sie darauf angewiesen, dass jedes Glied die ihm

³¹ Unangemessene, d.h. nicht-menschliche Bilder von Unternehmen, führen zu un-menschlichen Verhältnissen in Unternehmen.

eigens zugesprochene Aufgabe erfüllt, weil zur Erfüllung des Zweckes der Kette auf kein einziges Völkerglied verzichtet werden kann und es für die Aufgabe des Völkergliedes *im verringenden Modus* des Gliedes auf jeden Menschen, d. h. auf *je diesen* Menschen ankommt.

Wenn es Menschen eigentümlich ist, Zweck an sich selbst zu sein, gehören im Bild der Ketten sowohl die Menschenkette als ganze wie ihre Glieder (Völker) und deren sich verringende Glieder (Person) mit in den Zweck dieser Kette.

Ihre Bestimmung bringt sie als Ganze und in ihren Teilen zum Leuchten und zeigt ihr Sein als Geschmeide und Geschmücktes – altgr. *kosmos*. In ihrer Vielgestaltigkeit, in ihrem Glitzern, Glänzen und Leuchten der zahllosen, sich verringenden Ringe der Glieder wird ihre Aufgabe sichtbar, die das Sein dem Menschen zugemessen hat, indem es in ihm zum „Da-sein“ kommt und er dadurch zu einem *Selbstsein* wird, das in seinem *Selbstsein* nichts anderes *ist* als der ausgezeichnete Ort der *Offenbarkeit* des Seins. Sein Wesen ist seine Sendung. Nichts anderes hat er als Aufgabe zu übernehmen. Der Sinn des Menschen besteht in ontologischer Hinsicht darin, die Wirklichkeit des Seins in seinem Reichtum, seiner Fülle und seinem Glanz zur Entfaltung zu bringen. Wo das Ganze des Seins zur Entfaltung gebracht ist, ist der Mensch zur Entfaltung gebracht.

Für diese Aufgabe braucht es nicht nur jede und jeden, sondern es braucht sie als Freie, das heißt als solche, die ihre Sendung als *ihre* Aufgabe übernehmen, und es braucht sie als solche, die sie in der Fülle *je ihrer* Vermögen übernehmen. Es braucht sie als Person.

Person und Persönlichkeit sind nicht identisch. „Persönlichkeiten“ in einem Unternehmen zu haben ist nur dann ein von Betriebswirtschaftlern zu Recht als problematisch gefürchteter Sachverhalt, wenn „Persönlichkeit“ mit psychologisch verstandener Befindlichkeit gleichgesetzt wird, die durch eine ausgeprägte egozentrierte Fixierung auffällt. Solche Persönlichkeiten benötigen ständige Ausnahmeregelungen, können auch fast nie Wochenenddienst leisten und wenn doch, dann lassen sie auch alle Betroffenen und Nichtbetroffenen wissen, welchen Aufwand es für sie bedeutet und welche Verzichtleistung sie dafür zu geben bereit waren. Auch die „maximal 2 Wochen am Stück“ Urlaubsregel gilt für sie nicht, denn in ihrem, stets besonderen Fall, benötigen sie unbedingt drei Wochen Urlaub, wobei sie schon den anderen Mitarbeitern zuliebe auf die vierte Urlaubswoche verzichten. So verstanden wäre das, was mit Person gemeint ist, nicht erfasst.

Zu einer Person gehört konstitutiv Autonomie.³² Selbstgesetzgebung hat nichts zu tun mit Selbstherrlichkeit. Eine auf Autonomie gründende Selbstverantwortlichkeit enthält in sich die Orientierung auf ein Mit-sein mit anderen. Bei gegebener Übereinstimmung von Erkenntnis und Willen wird sie ihren Existenzentwurf wie ihre Praxis im Rahmen eines Für-einander-leistens begreifen und dem entsprechend ausgestalten.

Wo die Realisation des Selbst, in der Offenbarung des Seins des Seienden, als eigenste Aufgabe mitaufgegeben ist, kann Integration nicht bedeuten: werden wie die anderen, sondern: anderen zu dem zu verhelfen, was sie sind. Assimilierung bis zur Auflösung ist keine Lösung.³³

Wer Kulturen an herrschenden Kulturen misst und mit Integration die Gleichmachung von Menschen anstrebt, der deformiert und fördert Subkulturen. Integration wird als Nivellierung vorgestellt. Weder in einer Abteilung eines Unternehmens noch innerhalb einer Gesellschaft vermag Nivellierung zur Lösung eines Problems beizutragen.

Der Weg zur Innovation ist gegenläufig. Er erfordert Besinnung. Besinnung heißt, dass die eigenen Selbstverständlichkeiten, die eigenen Wertehierarchien, die eigenen Sinngründe, mit anderen Worten, das eigene Menschenbild bis in seine Gründe und Abgründe, offenzulegen und zu Bewusstsein zu bringen ist.

Erst dann vermag ein Diskurs mit Andersdenkenden und Anderssprechenden fruchtbringend zu wirken. Wer sich seiner eigenen Gründe (und Abgründe) nicht im Klaren ist, der ist kein „guter“ Gegner in einer Wer-

32 Vgl. dazu auch DIETZ 2007. Völlig zu Recht ist Dietz der Ansicht, dass eine Realisierung der individuellen Autonomie gerade darin besteht, „zu sehen (und zu verwirklichen), inwieweit das eigene Handeln mit dem Handeln der vielen anderen im Unternehmen zusammenhängt. Die anderen sind immer im Blick – sonst ist das eigene Handeln nicht autonom, sondern willkürlich oder töricht. Daran knüpft sich die ontologische Frage: Wer die hier zur Rede stehende Autonomie *vorab* theoretisch begründen wollte, würde sofort der Naivität und des Illusionismus geziehen.“ (S. 107). Doch genau darin liegt die primär philosophische, d.h. ontologische Aufgabe. Wie ist vom Menschen zu denken, wenn er in der Offenheit steht, d. h. offen *ist* für die Begegnung mit Seiendem; mit Seiendem, das er selbst ist, wie für Seiendes, das er nicht ist. Wie muss vom Menschsein in prinzipieller Hinsicht (d.h. *vorab* in Hinsicht auf sein Wesen (Archä)) gedacht werden, wenn er genötigt ist, sein Leben zu führen und in dieser Selbstführung konstitutiv auf das Sein der anderen verwiesen ist? „Mitdasein der Anderen ist nur innerweltlich für ein Dasein und so auch für die Mitdaseienden erschlossen, weil das Dasein wesentlich an ihm selbst Mitsein ist.“ (HEIDEGGER 1977, GA 2, S. 161). „Dialogische Führung“ ist nicht deshalb richtig, weil sie funktioniert, sondern sie kann erfolgreich „funktionieren“, weil sie auf Konstitutiva des Menschseins baut, für die es auf der fachwissenschaftlichen Landkarte der Vermessung des Menschen nicht einmal weiße Flecken gibt. Dialogische Führung ist erfolgreicher, weil sie den Menschen *wesentlicher* sieht.

33 Das zeigt sich schon am Nächsten des Menschen – in seiner Sprache. Um das Sein in seiner Vielfältigkeit zu erfahren, bedarf es der Vielfältigkeit der gewachsenen Sprachen. In unterschiedlichen Sprachen ist das Wesen der Dinge jeweilig ein anderes. Die zunehmende Ausrichtung auf wenige „Verkehrssprachen“ verengt bzw. reduziert die Möglichkeiten der Dinge, sich in der Reichhaltigkeit ihres Wesens sehen zu lassen. Vgl. ROHRHIRSCH 2002, S. 149-164.

teauseinandersetzung. Erst ein guter, das heißt gründlicher Gegner gibt die Möglichkeit der Schärfung, Ergründung und Profilierung der eigenen Grundlagen. Und da, wo beide „gute“ Gegner sind, das heißt sich im Bewusstsein ihrer je eigenen Stärken und Schwächen auseinandersetzen, können sie, wenn sie erkennen und ihre Erkenntnis anerkennen, dass sie aufeinander verwiesen bleiben, eine für beide nicht nur tolerable, sondern akzeptable Beziehung gestalten – können sie einander Teil werden, das heißt Partner werden. (Die gerade dadurch, indem sie die bleiben, die sie sind – wobei *Selbigkeit* Veränderung nicht ausschließt – als Partner Bestand haben).

Wird hingegen angenommen, Integration zu schaffen, in dem nationale, kulturelle und gesellschaftliche Besonderheiten bis zur Auflösung „integriert“ werden, ist eine partnerschaftliche, das heißt eine gleiche und gerechte, also gleichberechtigte Entwicklung nicht möglich, deshalb, weil es dann keine Partner mehr gibt.

Ein Partner, der zum vermeintlichen Wohl seines Partners oder seiner Partnerschaft sich seiner Identität entledigt, gibt damit nicht nur sich, sondern auch den anderen und mithin seine Partnerschaft auf. Da, wo einer sich aufgibt – aufgibt ein *Jemand* zu sein – hört Partnerschaft auf zu *sein*. Sie bleibt gleichwohl, aber als leerer Bezug, als bloße Beziehung. Solche Beziehungen reduzieren ihre Beziehungsglieder nicht selten auf bloße Funktionen.

Menschen, in der Vielfältigkeit ihres unterschiedlichen Mitseins (Familie, Volk, Nation, Staat etc.) sind miteinander verbundene Glieder, die von ihrer ersten, das heißt ursprünglichen Bestimmung geprägt sind, ihrer Bindung an das Sein. Aus dieser Seinsbindung fundiert sich ihre Freiheit, Souveränität und Achtung, die sie sich in ihren Verbindungen jederzeit schulden. Erst aus ihrer Grundbindung vermögen sie sich untereinander, im Sinne der Glieder einer Kette, zu binden und ihre Verbindung als ein „wir“ zu formulieren.

Es darf mit Gründen angenommen werden, dass es für den Einzelnen wie für eine Gesellschaft weit gewinnbringender ist, wenn Integration nicht als Ein- oder Anpassung bestimmt und gemacht wird, sondern als Ausbildung je *dieser* Person verstanden wird, die sich an ihren Fähigkeiten und Vermögen orientiert. Zum Wohle des anderen.

Wer sich diesem Angebot öffnet und die darin angezielte Selbstentfaltung als Aufgabe übernimmt, der arbeitet an einer sich verkettenden Menschenkette mit und ist in sie „verringt“, ohne in ihr als bloßes Element aufzugehen. In der Realisierung *seines* Zweckes trägt er dazu bei, dass sich

der Zweck der Kette – das Sein des Seienden zur Offenbarung zu bringen – vollzieht. Die Erfüllung ihres Zweckes ist daran gebunden, dass jeder seinen und nur durch ihn auszufüllenden Platz einnimmt.

Wenn anerkannt wird, dass jede Bindung Freiheit voraussetzt, dann ist davon auszugehen, dass zwar jedem Menschen Freiheit eigen ist, aber das noch nicht besagt, dass er mit dieser (und das heißt im Grunde mit sich) auch schon „sachgerecht“ umzugehen weiß. Den Anspruch, den die Freiheit ihren Trägern stellt, kann von diesen nicht mit Instinkt beantwortet werden.³⁴

Inwieweit ist dieser den Menschen charakterisierende Sachverhalt in den Bildern vom Menschen, die in der Frage des Grundeinkommens herrschen, hinreichend berücksichtigt? Wie wird von einem prinzipiell Freien in der Diskussion zu einem bedingungslosen Grundeinkommen gedacht, wenn, wie oben ausgeführt, jede Hilfe als Hilfe zur Selbstrealisation angelegt sein sollte?

Mit anderen Worten ist damit die Frage gestellt: Wie kann *mögliche* Freiheit (Autonomie) zu einer Wirklichen und Wirkenden werden? Wie ist in der Folge Hilfe zur Selbstbestimmung möglich, damit einer sich selbst ergreift und in der Freiheit, in der er und durch die er steht, seinem Selbst gemäß mit sich umzugehen weiß, das heißt aus einem prinzipiell Freien ein wirkend-wirklich Freier wird?

Soll man Menschen zum Freiheitsumgang nötigen? Wenn nicht, wie soll eine freie Hinführung zur Freiheit gedacht und gestaltet werden? Dass eine Hinführung (keine Einführung) möglich ist, davon zeugen die beständigen Versuche von Eltern, Kinder in ihre Freiheit zu führen, indem sie diese erziehen.

Das Problem der Freiheit und ihrer Aneignung ist eine zentrale Komponente im Thema Grundeinkommen. Das wird ersichtlich, wenn die Frage der Freiheit mit einem weiteren, ebenso vieldeutigen Grundbegriff des Menschen in Beziehung gesetzt wird, mit dem der *Arbeit*. Wer über ein Grundeinkommen nachdenkt, der kommt an den Begriffen des *Menschen*, der *Freiheit* und der *Arbeit* und ihre Zuordnung nicht vorbei.³⁵ Ist „Arbeit“ für Menschen biologische Notwendigkeit, *Mittel* zum Zweck oder ist „Arbeit“ selbst als *Zweck* menschlichen Daseins zu begreifen? Ist Arbeit ein Moment von Freiheit?

³⁴ Freiheit ist kein biologisches Faktum und kein wissenschaftlich nachprüfbares Phänomen. Freiheit ist eine ontologische Kategorie, die, ob sie nun empirisch bestritten wird oder nicht, jeder wissenschaftlichen Betätigung zugrunde liegt.

³⁵ Zur Entwicklung und Wandlung des Arbeitsbegriffes vgl. LENK 2008, ABLÄNDER 2005.

3 Annäherung an einen Grundbegriff des Menschen – Arbeit, das heißt seine Freiheit

3.1 Arbeit ist anderes als (mühevoll) Beschäftigung

Das schaffende Umgehen mit dem Seienden, seine Beherrschung, Pflege und Gestaltung war über Jahrtausende konzentriert auf Tätigkeiten, die der Sicherung der biologischen Existenz des Menschen dienten. Jede Tätigkeit war umso wertvoller, je mehr sie den Erhalt des Individuums bzw. seiner Sippe oder Stammes zu sichern vermochte. Bis in die Gegenwart hinein, ist eine „gute“, das heißt anerkannte Arbeit, identisch mit Erwerbsarbeit. Auch in der sogenannten Mindestlohndebatte kommt dieses Arbeitsverständnis zum Ausdruck. Jede Arbeit ist gemäß den Vertretern eines Mindestlohns so zu entlohnen, dass die arbeitende Person sich davon erhalten kann. Der Lohn der Arbeit soll mindestens zum Überleben (ökonomisch gesehen, zum Erhalt der Arbeitskraft) reichen.³⁶

Aus der Perspektive einer Menschheitsgeschichte gesehen, ist es erst seit kürzester Zeit möglich, Güter im Übermaß und zugleich mit immer weniger Menschen zu produzieren. Auf diese Entwicklung folgt nur zögerlich eine darauf reagierende Reflexion. Und selbst wo diese stattfindet, läuft sie in den bisherigen Diskussionsbahnen ab, in denen gebetsmühlenhaft gefordert und versichert wird, dass es auch langfristig Erwerbsarbeit für alle geben muss bzw. Erwerbsarbeit nie ausgehen wird. Falls dann doch die Gefahr dafür besteht, hat der Staat gefälligst mit Beschäftigungsprogrammen einzuspringen und die Wirtschaft wird an ihre vermeintliche Hauptaufgabe erinnert: Arbeitsplätze zu schaffen.

Dieselbe Situation könnte abseits der ausgetretenen Denkpfade auch als Möglichkeit begriffen werden. Götz Werner formuliert sie mit folgenden Worten: „Jetzt ist der Moment gekommen, in dem wir uns vom Zwang zur Arbeit befreien können.“ (WERNER 2005, S. 72).

Dieser Satz von Werner wäre vor wenigen Jahrzehnten sachlich unmöglich gewesen und anstößig. Heute ist er sachlich möglich und immer noch

³⁶ Ökonomisch gesehen ist das nur eine und nicht immer die profitabelste Möglichkeit mit Humanressourcen umzugehen. Studien zur Humankapitalforschung kennen neben einem erhaltenden (regenerierenden) Gebrauch auch einen erweiternden (generativen) und vernutzen-den Gebrauch von Humanressourcen. Vgl. GLASER 2007, S. 22f., dort auch weitere Literatur.

anstößig. Er ist allerdings nur dann nachvollziehbar, wenn zu seinem Verständnis eine Unterscheidung von Arbeit und Erwerbsarbeit eingeführt wird.

Der Slogan „Sozial ist, was Arbeit schafft“ ist ohne eine Erläuterung im höchsten Maße unsinnig. Nicht alles, was Menschen in eine Beschäftigung treibt, ist in diesem Sinne Arbeit. Unter Arbeit ist etwas anderes zu verstehen als Beschäftigung oder Tätigkeit eines Bedürfniswesens. Der Unterschied zwischen *Arbeit* und *Beschäftigung* ist der zwischen „in einem Beruf stehen“ und „einen Job haben“.

Arbeit ist Selbstausdruck des Menschen. Durch die Arbeit vermag der Mensch „wirklich“ zu werden. Ein Job hat mit Selbstverwirklichung nicht viel zu tun, eine Arbeit immer. „Das Ziel der Neugestaltung der Arbeitsverhältnisse in der Wirtschaft muß sein, daß der Arbeitnehmer die Erfüllung seiner Persönlichkeit nicht außerhalb seiner Berufsarbeit suchen muß, sondern sie gerade auch in und durch dieselbe finden kann.“ (FELLERMEIER 1957, Sp. 808).

Die Verkoppelung, ja Identität des Sinnes von Arbeit und dem Sinn menschlicher Existenz, zeigt sich auch daran, dass es nach wie vor viele gibt, die in sogenannten sozialen Berufen arbeiten, in denen sie weder eine befriedigende gesellschaftliche Anerkennung noch eine adäquate finanzielle Vergütung erhalten. Doch wer in einem Für-andere-leisten den Sinn seiner Arbeit, das heißt seines Selbst sieht, dessen Selbstverständnis und Wertehierarchien werden, im besten Sinne des Wortes, durch *eigenwillige* Maßstäbe bestimmt. Dieses Verständnis von Arbeit ist nahe dem Bild, das Götz Werner nutzt, wenn er von Menschen als „Fähigkeitswesen“ spricht und Arbeit im Rahmen eines Für-einander-leistens begreift. Das überkommene Arbeitsbild ist hingegen noch ganz im Rahmen der Selbstversorgung und des partiellen Egoismus verankert.

Exkurs: Staat und Gerechtigkeit

Das überkommene Arbeitsbild herrscht dort, wo sich eine Gesetzgebung als Erfüllungsgehilfe einer Wirtschaft begreift, in der nur das als Arbeit (Erwerbstätigkeit) gilt, das heißt als *Wert* (entlohenswert) gesehen und anerkannt wird, was vom System systemgerecht *verwertet* werden kann. „Gut“ ist, was dem System nützt. Der Maßstab der Wertigkeit einer Arbeit ist nicht die Person, sondern die Funktionsfähigkeit einer Gewinn maximierend orientierten Wirtschaftsform. Wo alles dem System untergeordnet wird, ist die Frage nach Gerechtigkeit entschieden bzw. hat sich schon lange verabschiedet. Doch mit Augustinus (4. Jh. n. Chr.) bleibt zu fragen, was denn, außer der Sorge

um Gerechtigkeit, einen Staat von einer organisierten Räuberbande unterscheidet? Erst recht dann, wenn dezidierte Vertreter einer kapitalistischen Marktwirtschaft selbst bekunden: „Ich habe nie die Illusion gehabt, dass die Marktwirtschaft eine gerechte Wirtschaftsform ist. Sie schafft enorme Ungleichheit, viel mehr, als gut ist. Sie entlohnt nach Knappheit und das hat mit Gerechtigkeit nicht die Bohne zu tun.“ (SINN, Interview mit der NEUEN OSNABRÜCKER ZEITUNG, 19. 04. 2005).

Die Sorge um Gerechtigkeit, ihre Schaffung und Wahrung, ist das Legitimationsprinzip eines Staates. Erfahrbare Ungerechtigkeit fördert Abneigung und Abscheu gegenüber staatlichen Regelungen. Schon Aristoteles ist der Meinung: „Das Gesetz ... haßt man nicht, wenn es das Anständige befiehlt.“ (ARISTOTELES 2001 1180 b). Eine „anständige“ Gesetzgebung erfordert die Berücksichtigung der Auswirkungen auf die Würde des Einzelnen und die Erfahrung Einzelner für die Gesetzgebung. Die Gesetzgebung hält Aristoteles für eine der entscheidenden Künste der Staatslenkung. Diejenigen, die Hartz IV konkret inhaltlich zu verantworten haben und für die Interpretation der Ausführungsbestimmungen verantwortlich sind, haben die Wertschätzung des Staates, die sich im Wesentlichen im Gerechtigkeitsempfinden ausdrückt, nachdrücklich beeinträchtigt. Das Gesetz, nach Aristoteles, die „reine, begierdelose Vernunft“ (Politik, 1287 a 30) soll zwar herrschen, aber es erträgt eine Korrektur, „wo nur immer auf Grund der Erfahrung[!] eine andere Satzung vor den bestehenden den Vorrang zu verdienen scheint.“ (Ebd., a 26).

Das traditionelle Bild der Arbeit ist von der Vorstellung beherrscht, dass Arbeit einerseits irreversibel mit der Eigenschaft des Widerständigen und Mühseligen verbunden und andererseits notwendig mit der Aufgabe der individuellen Existenzsicherung verknüpft ist. Dabei ist das „für sich“ der Arbeit nicht auf das konkrete Subjekt begrenzt. Es kann sich von der Familie über die Sippe bis zur Nation dehnen, ohne den Charakter des für-sich zu verändern.

Ebenso ist die Eigenschaft des Mühevollen und Widerständigen auch da vorhanden, wo Arbeit nicht mehr ausschließlich mit körperlicher Erwerbsarbeit gleichgesetzt wird, sondern im psychischen Bereich des Menschen verortet wird. Die Forderungen nach bedingungsloser Flexibilität und Mobilität können als Indikatoren dieser Mühen der neuen, nach wie vor mühevollen Arbeitswelt betrachtet werden.

3.2 Arbeit ist keine Strafe, sondern Kennzeichen der Nähe Gottes

Wer die scheinbare Selbstverständlichkeit der Beziehung von *Arbeit mit Existenzsicherung* einerseits und von *Arbeit mit Mühe* andererseits in Frage stellt, der wird nicht selten auf die Bibel verwiesen. Dabei wird sie weniger als Glaubensbuch benutzt, sondern eher als Kompendium menschheitsgeschichtlicher Erfahrungen.

Innerhalb der Bibel wird das Neue Testament bevorzugt. Die Evangelien spielen keine Rolle. Paulus wird Jesus vorgezogen. Was nun auch verständlich ist. Mit Jesus und geregelter Arbeit, gerade im Sinne einer Erwerbsarbeit, ist das so eine Sache. Als Fresser und Weinsäufer wird er von den Pharisäern bezeichnet (vgl. Mt 11, 19). Über eine regelmäßige Erwerbstätigkeit ist nichts bekannt. Die Lilien auf dem Felde und die Vögel des Himmels dienen ihm zur Beschreibung menschlicher Existenzweisen. Und bei ihm bekommen diejenigen, die im Weinberg nur eine Stunde gearbeitet haben, so viel, wie die, die den ganzen Tag gearbeitet haben.

Da ist es dann schon „besser“, sich an Paulus zu halten, vor allem an den zweiten Thessalonicherbrief, Kapitel 3, Vers 10. Die Verfasserschaft des Paulus für diesen Brief ist umstritten. Im Zusammenhang mit der hier herrschenden Thematik spielt das jedoch keine Rolle. Die Briefstelle wird gelegentlich wiedergegeben: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“. Wer dem Verfasser und dem Text gerecht werden will, der sollte das *will* nicht überlesen. Wer den griechischen Text korrekt übersetzt, der kann mit Luther übersetzen: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ Und das bedeutet dann doch etwas anderes. Aber das ist noch nicht der entscheidende Punkt.

Vielmehr ist die Nutzung des Satzes ein erhellender Beleg dafür, was man aus der Bibel alles herauslesen kann, wenn man sich so wenig wie möglich um die Situation kümmert, auf die der Bibeltext eine Antwort zu geben versucht. Es ist mit Schwierigkeiten verbunden, aus Zeugnissen religiöser Glaubenserfahrungen 1:1-Richtlinien für Alltagsordnungen ableiten zu wollen.³⁷

Der Verfasser spricht Gemeindeprobleme seiner Zeit an (1. Jh. n. Chr.) und unterbreitet Lösungsvorschläge, wie mit falschen Lehrern und Propheten angesichts einer unmittelbaren Naherwartung der Wiederkunft Christi³⁸ umgegangen werden kann.

³⁷ Vgl. NUTZINGER 2005, S. 13.

³⁸ Vgl. BOHMEYER 2004. Bohmeyer stellt fest: „Der Verfasser des zweiten Thessalonicherbriefes behandelt ein virulentes Problem der Gemeinde. Deshalb ist der Vers allein unter Rücksichtnahme auf die konkrete Gemeindesituation zu verstehen und beansprucht keine Allgemeingültigkeit.“ S. 9. http://www.koerber-stiftung.de/wettbewerb/studienpreis/archiv/mythos_markt/archiv/beitraege/2004-0260-bohmeyer.pdf

Für die Populärausleger der Gegenwart ist das nicht bedeutsam. In der Bibel steht es so – basta. Rezeptionen dieser Art zeigen nicht das Bild der Arbeit des antiken Verfassers, sondern derjenigen, die diese Texte in ihrem Sinne benutzen. Sie kleiden das Bild der Arbeit in den Mantel der Strafe, der Sühne und des Opfers.³⁹

Die Transformierung von Glaubentexten in einen moralischen Kontext, der aus Glaubentexten pragmatische Handlungsanweisungen „zimmer“, ist kein Phänomen der Gegenwart. In der nachreformatorischen Zeit wird die notorische Ungewissheit über Gottes Ratschluss über Verdammnis und Erwählung (besonders im Calvinismus), die Erfüllung der innerweltlichen Pflichten (unter allen Umständen und schonungsloser Konsequenzen gegenüber sich selbst und anderen) zum Indikator der Erkenntnis über Erwählung und Verwerfung. „An Stelle der demütigen Sünder, denen Luther, wenn sie in reuigem Glauben sich Gott anvertrauen, die Gnade verheißt, werden so jene selbstgewissen ‚Heiligen‘ gezüchtet, die wir in den stahlharten puritanischen Kaufleuten jenes heroischen Zeitalters des Kapitalismus und in einzelnen Exemplaren bis in die Gegenwart wiederfinden. Und andererseits wurde, um jene Selbstgewißheit zu erlangen, als hervorragendes Mittel rastlose Berufsarbeit eingeschärft. Sie und sie allein verscheucht den religiösen Zweifel und geben die Sicherheit des Gnadenstandes.“ (WEBER 2004, S. 105f).

In einer theologischen Reflexion, die das Grundeinkommen zum Thema hat, vermutet der evangelische Bischof Christian Knuth, Schleswig, dass der real existierende Mensch das Gesetz als Antrieb und als Drohung benötigt, damit er „sich nicht in einem Leben ohne jede Anstrengung zu ‚verwirklichen‘ sucht.“ Doch wenn sich Luther sein Leben lang gegen die Werkgerechtigkeit wendet, dann, so Knuth, versucht er nur das zu realisieren, was die Beziehung Gott – Mensch wesentlich durchwirkt. „In der Existenz vor Gott erscheine ich selber ganz und gar als der von Gott Beschenkte, Begnadete, Gerechtfertigte, der mit seinen eigenen sittlichen Leistungen in keiner Weise der Großzügigkeit seines Schöpfers entspricht ... Luther hat immer wieder eingeschärft, dass der Mensch sich nicht durch

³⁹ Man kann den eklektizistischen Auslegern in ihrer Suche nach den „besten Stellen“ nur dringend empfehlen Genesis 3,17f ins Auge zu fassen. In Kombination mit 2 Thess. kann jedem durch Hartz IV verordneten Spargelstecher bzw. Demenztreuer klargemacht werden, dass Arbeit eben kein Zuckerschlecken ist. Schwarz auf weiß ist zu lesen: „So ist verflucht der Ackerboden deinewegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens ... Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden.“ (Genesis 3,17-19). Wenn auch das nichts fruchtet, vor allem ist da an die Hartz IV-Kunden in den Neuen Bundesländern zu denken, können immer noch verpflichtende Kurse und Schnellschulungen im Fach Christianisierung angeboten werden.

sich selbst gewinnt, dass er einzelne Möglichkeiten in sich selbst realisiert, sondern dass er durch den Glauben an dasjenige Bild, das Gott selbst von ihm entworfen hat, zu sich selbst kommt und seine Identität gewinnt. Dieses geschieht aber nicht durch eigenes Tun des Menschen, sondern allein durch Gottes Barmherzigkeit ... Für diese Beziehung zwischen Mensch und Gott gilt nun schon beim Apostel Paulus, aber erst recht in der reformatorischen Theologie, dass der Mensch für das Gelingen dieser Beziehung nichts tun kann, dass alle Begriffe aus der Welt der Arbeit hier fehl am Platze sind“.

Erst da, wo die Gesicherheit des Göttlichen den Einzelnen umgibt, ist dieser fähig den anderen bedingungslos als Nächsten anzuerkennen. „Es entspricht auch eher dem christlichen Menschenbild, ein bedingungsloses Grundeinkommen anzubieten, als eine ausdifferenzierte Sozialhilfe, wo man bis in die Einzelanschaffungen von Behördengängen abhängig bleibt, wo mehr oder weniger vorgeschrieben ist, für was man das Geld auszugeben hat und für was nicht.⁴⁰ Es ist das Selbstbestimmungsrecht der Empfänger von Grundeinkommen, das *meines Erachtens* ungleich besser verwirklicht werden kann als bei einer kontrollierten Sozialhilfe. Es ist vor allen Dingen die Überwindung der Aufteilung der Gesellschaft in Verdienende und Sozialhilfeempfänger, die ja – wie wir alle wissen – für die Sozialhilfeempfänger mit einem großen Anteil von Scham und Versteckspiel verbunden ist. Es würde auch ein Beitrag sein zur Überwindung der Herabsetzung von nicht bezahlter Arbeit. Es ist ja doch paradoxerweise so, dass man in hohem Ansehen steht, wenn man Kinder anderer Familien erzieht, nicht aber, wenn man seine eigenen erzieht.“ (KNUTH 2007)

Wo Jesus auffordert, sich selbst zu verleugnen und ihm nachzufolgen, das heißt einen Weg öffnet aus einem erstarrten Ich und seinen egozentrischen Vorstellungen von Erfolg, Anerkennung und Sinn auszurechnen, wird gegenwärtig, im Mantel einer spiritualisiert-überhöhten, bekenntnishaften Globalisierungsideologie erwartet und gefordert das eigene Selbst zu verleugnen und das Kreuz der Arbeit auf sich zu nehmen, im Namen und Auftrag einer Wirtschaftsform, die „potenziell endlosen Reichtum schafft“.⁴¹ Wer in *dieser* Nachfolge steht und Anerkennung durch *diese* Gemeinde wünscht, für den ist es keine Frage, dass er für seine erfolgreiche Arbeit alles zu geben, jegliches zu nutzen und nichts zu verschenken hat.

⁴⁰ Dazu eine Meldung in Stern-online vom 19. 09. 2008: „Hartz-IV-Empfänger: Bedürftige müssen Konto offenlegen“ - <http://www.stern.de/wirtschaft/immobilien/verbraucher/Hartz-IV-Empf%4nger-/639642.html?q=HARTZ IV>

⁴¹ So der Wirtschaftswissenschaftler George Reismann auf der Homepage von capitalism.net. Vgl. dazu: CHRISTIANE OELRICH, Amerikaner empört. Kapitalismus-Schelte in den USA nicht denkbar, in: EBLINGER ZEITUNG, 18. 05. 2005, S. 21.

Jesu Wort, dass sein Joch nicht drückt und seine Last leicht ist, wird geflissentlich ignoriert. Auch für den aufgeklärten, „glaubensfreien“ Menschen ist Arbeit nach wie vor mit einem unvermeidlichen Opfercharakter verbunden. Arbeit, die Befriedigung schafft, und von leichter Hand erledigt wird, ganz ohne heldenhafte Entschlüsse und ohne persönliche Opfer, ist bedenklich. Ein katholischer Priester, dem der Zölibat wenig ausmacht, ihn sogar als Befreiung empfindet – unvorstellbar. So einer ist verdächtig oder sowieso homosexuell. Ein Topmanager, der weniger als 60 Stunden arbeitet, nicht mindestens eine zerstörte Ehe und mehrere kaputte Kinder vorweisen kann – auch der gibt nicht alles oder ist die berühmte Ausnahme von der Regel, die damit in Kraft bleibt.

Ebenso ist es mit den so genannten Arbeitslosen. „Arbeitslos“ sein und zufrieden? Auch das ist in der Tat unvorstellbar, aber anders als es der so genannte gesunde Menschenverstand den Arbeitslosen gelegentlich unterstellt. Es ist deshalb unvorstellbar, weil Menschsein immer schon *Wirksamsein* ist.

„Die Arbeit ist als *bewußtes* Tätigwerden ein Vorrecht des Menschen“ (Kardinal HÖFFNER, S. 130) und obwohl immer wieder das Mühsame und Lästige jeder konkreten Arbeit zu akzeptieren ist, „gehört das Mühsam-Lästige nicht zum Begriff der Arbeit.“ (Ebd. S. 131). Das „Lexikon für Theologie und Kirche“ formuliert: „Die A.[rbeit] ist keine Strafe Gottes für den fehlerhaften Menschen (anders Ijob 7,1ff.); daher wird weder der Mensch noch die A.[rbeit] nach dem Bruch der göttl. Ordnung verwünscht (Gen 3,17ff.23). Vielmehr ist sie Zeichen der Bedeutsamkeit des Menschen, die ihn in die Nähe Gottes bringt.“ (LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE 1957, I, Sp. 917). Wer in die Nähe Gottes kommt, kommt in die Nähe seines Wesens.

3.3 Arbeit ist Seinsvollzug und damit Schaffung von Gegenwart

Im Entschluss *eigentlich* zu existieren und diese Bestimmung im Umkreis unserer Faktizität zu vollziehen, das heißt die je eigene Bestimmung zu erwirken und wirkend zu vollziehen – das heißt arbeiten.

Arbeit ist nicht von uns selbst oder von anderen auferlegte Last, Notwendigkeit des Erwerbs oder Stütze und Anerkennung eines Staatswesens, sondern „die zur Bestimmtheit unseres Wesens gewordene Bestimmung, die Prägung und das Gefüge des Vollzuges unserer Sendung und der Erwirkung unseres Auftrages im jeweiligen geschichtlichen Augenblick.“ (HEIDEGGER 1998, GA 38, S.128).

Es braucht keinen Zwang zur Arbeit, denn Menschsein bedeutet nicht, handeln zu *können* oder handeln zu *wollen* oder handeln zu *müssen*, sondern handelnd zu *existieren*. „In der Arbeit und durch sie wird uns das Seiende erst in seinen bestimmten Bezirken offenbar, und als Arbeitender ist der Mensch entrückt in die Offenbarkeit des Seienden und seines Gefüges. Diese Entrückung ist nichts Nachträgliches, dem Ich Aufgepfropftes, sondern diese Entrückung gehört zum Wesen unseres Seins. Die Entrücktheit in die Dinge gehört zu unserer Verfassung.“ (Ebd., S. 154).

Gleichursprünglich gehört zu dieser Verfassung ein Mit-sein. Dieses kommt in der Alltäglichkeit des faktischen Existenzvollzugs als Arbeit zum Ausdruck. Der Mensch ist ausgesetzt in das Seiende durch die Arbeit, „die ihrem Wesen nach in der Ausgesetztheit uns entrückt an das Gefüge des zum Werk befreiten Seins. Die Arbeit ist nicht nachträglich zu Zwecken eines besseren Vollzuges angewiesen auf die Arbeit anderer, sondern umgekehrt ist die Arbeit als Grundverhalten des Menschen der Grund für die Möglichkeit des Mit-und-Füreinanderseins. Die Arbeit als solche, auch wenn sie von einem einzelnen getan wird, entrückt den Menschen in das Mitsein mit und für den anderen. Diese Entrückung in die Ausgesetztheit geschieht, indem der Mensch in der Überlieferung über sich hinausgesetzt ist. Die Sendung selbst ist der Willkür und dem Eigensinn im Voraus entzogen.“ (Ebd., S. 156).

Exkurs: Kein Entrepreneur ohne Koentrepreneur.

Die Arbeit wird nicht gewählt. Sie spricht sich zu. Sie spricht sich dem zu, der auf sein Wesen zu hören vermag und diesem gehörig handelt. Er vermag sich dadurch als ein Selbst zu erfassen und zu erkennen, dass sein Selbst den Ort bildet, an dem das Sein offenbar werden kann.⁴² Sein Wesen ist diese Aufgabe. Der Entrepreneur handelt wesentlich, wenn er gemäß seinem Wesen handelt. Jede Arbeit (nicht Beschäftigung) ist gebunden an das Überkommene einer Sendung, die als Auftrag sich dem Dasein als seine Zukunft zuspricht.

Entrepreneure sind in der Zukunft verwurzelt. Sie sind vom Blitz (Geistesblitz) Getroffene, in dessen Erleuchtung sie stehen und sich bewegen. Sie erkennen, dass das von Zukunftsgurus und Experten

⁴² Dieses Selbst ist der Grund „*Ich-Selbst*“ sagen zu können. Es ist jedoch nicht meines im Sinne des Eigentums. Es ist mein Grund und gehört mir doch nicht.

prognostizierte Zukünftige häufig nur ein nach „vorne“ verlängertes Bisheriges ist. Der Geistesblitz hat ihnen eine andere Seinsmöglichkeit zugesprochen. Sie sind Entrepreneur, weil sie sich diesem Zuspruch unterstellen. Sie suchen ihn zu verwirklichen, indem sie an der Frage „Wie müsste es *eigentlich* sein?“ ihr Handeln orientieren.

Es darf vermutet werden, dass nur wenige Entrepreneur explizit vom Sein sprechen und doch ist bei ihnen die Wirksamkeit der Seinsfrage allgegenwärtig. Ihre Wirkung zeigt sich in der Stellung unternehmerischer Gretchenfragen, die von gewöhnlichen Geschäftemachern in die Kategorie „nett, aber nutzlos“ (gerne auch umschrieben mit: nicht zielführend, wenig ergiebig, abwegig, System sprengend, nicht hierher gehörend etc.) eingeordnet werden.

Gretchenfragen in dieser Richtung können sein: Ist für mich Gewinn akzeptabel, wenn er auf Kosten von anderen zustande kommt? Können meine Gewinne auch zugleich Gewinne für andere sein? Was bedeutet für mich überhaupt Gewinn? Begreife ich in der „Gewinnerzielungsabsicht“ mein unternehmerisches Tun oder berührt die Frage nach dem Gewinn mein unternehmerisches Selbstverständnis nur am Rande? Was aber ist dann der Sinn meines Unternehmens (meiner selbst), wenn ich Gewinn „nur“ als unerlässliche Bedingung für die Kontinuität meines unternehmerischen Tuns begreife?⁴³

Entrepreneur sind vom Sein getroffen. Sie sind Realträumer. Für Realträumer ist das Wirkliche nicht das Vorhandene, sondern das Mögliche. Das Zukünftige bestimmt ihr Sein, das heißt ihre Gegenwart. „Gegenwart“ ist der Ort, an dem sich das Realwerden des Möglichen im Idealwerden des Wirklichen vollzieht und ereignet. Arbeit ist Mitarbeit am Wirklich-Werden des Wirklichen.⁴⁴

Die Verwirklichung des Wirklichen kann durch Einzelne angestoßen, aber nie von ihnen alleine vollendet werden. Arbeit ist immer Mit-Arbeit. *Entrepreneur sind verwiesen auf Ko-Entrepreneur.*

„Die Arbeit ist Gegenwart des geschichtlichen Menschen, derart, daß in der Arbeit und durch sie uns das Werk zur Anwesenheit und Wirklich-

43 Vgl. WERNER 2004a, „Gewinn kann nie ein Ziel sein, sondern Gewinn ist eine Bedingung.“ In: a tempo, S. 6.

44 Vgl. ROHRHIRSCH; HÄUBNER 2007, S. 23-33.

keit kommt.“ (GA 38, S. 128). Arbeit am Sein und Wirklichwerden seiner selbst sind unrevidierbar miteinander verschränkt. Der Weg zum Sein des Menschen geht über das Seiende. In der seinsgemäßen Gestaltung des Seienden kann er zu sich finden. „Darum sagt man mit Recht, die Arbeitslosigkeit sei nicht nur die Entbehrung eines Verdienstes, sondern sie sei eine seelische Zerrüttung – nicht weil das Fehlen der Arbeit den Menschen auf das vereinzelte abgesonderte Ich zurückwirft, sondern weil das Fehlen der Arbeit das Entrücktsein in die Dinge leer läßt. Weil die Arbeit den Bezug zum Seienden vollzieht, deshalb ist die Arbeitslosigkeit⁴⁵ eine Entleerung dieses Bezuges zum Sein. Der Bezug bleibt wohl, aber er ist unerfüllt. Dieser unerfüllte Bezug ist der Grund der Verlassenheit dessen, der ohne Arbeit ist. In dieser Verlassenheit ist der Bezug des Menschen zum Ganzen des Seienden so lebendig wie je, aber als *Schmerz*.“ (Ebd., S.154).

Arbeit ist Gegenwärtigmachen, recht verstanden: Geistesgegenwärtigmachen – *den Geist mit der Natur zur Entfaltung bringen, und mit ihm die Natur zur Entfaltung zu bringen*.

In jeder Gestaltung des Seienden geschieht zugleich ein Erfahrungen machen mit sich selbst. Arbeit lässt eine Stimmung frei, die Freude genannt werden kann. Freude ist anderes als Spaß. Arbeit macht nicht immer Spaß. Arbeit befriedet den Menschen, ohne ihm seine Dynamik zu nehmen. Arbeit, in der uns Sinn offenkundig wird, lässt Zuversicht wachsen, am Gelingen der Welt folgenreich (und das heißt erfolgreich) mitzuarbeiten. Diese Zuversicht verwandelt die „Zumutung Welt“ zum Mut sich mit dieser Welt arbeitend auseinanderzusetzen.

Arbeit als Mitarbeit an der Vergegenwärtigung des Zukünftigen ist gewirkt und abhängig von einer *Zueignung* der Dinge und einer darauf von uns erfolgenden *Zuneigung* zu den Dingen. Diese drückt sich im Bestreben aus, sie *sein* zu lassen. Die Arbeit besteht darin, sie in ihrer Gutheit, Schönheit und Wahrheit in die Wirklichkeit zu bringen, d. h. in die Vollgestalt ihres Seins.

Dafür braucht es – weltweit – die Kette der Menschen, in der keines ihrer Glieder ersetzbar ist, sowenig wie die Personen, aus denen die Glieder ihr Sein erfahren. Keines der zahllosen, individuell sich verringenden Ringe, aus denen ein jeweiliges Glied besteht, ist überflüssig. Alle sind gebraucht. Denn durch und mit jedem menschlichen Dasein kommt das Sein je anders, einmalig und einzigartig, weder wiederholbar noch ersetzbar, zur Gegenwart.

⁴⁵ Zur Gleichsetzung von Erwerbslosigkeit mit Arbeitslosigkeit vgl. auch Kap. 1.1 dieser Veröffentlichung.

4 Glück ist kein Element einer Sozialgesetzgebung

Welches Selbstverständnis einem Menschen eigen ist, zeigt sich an seiner Sicht auf seine Zukunft. Aus ihr her bestimmt und schafft er Gegenwart. Was vom Menschen gedacht wird, ist nie gleichgültig, denn was er von sich denkt, wie er demgemäß handelt – so ist er. Sein Was-sein ist sein Wie-sein. Wer groß denkt vom Menschen, wird großes von ihm erfahren. Wer aus dem empirischen Menschen das den Menschen messende Maß nimmt, versieht und vermisst sich an ihm.

Wer nur das Sichtbare für wahr und beständig nimmt, der bekommt Probleme, nicht nur in der Begegnung mit Eisbergen. Wer das Sichtbare, Vorfindbare und Faktische als Maßstab kommender Wirklichkeit nimmt, der ist kein Realist. Zum Seienden im Ganzen, zur Realität des Menschen gehört seine Möglichkeit.

Glück, so stand es kürzlich in einem Verbandsorgan der Wirtschaft, lässt sich nicht durch eine Sozialgesetzgebung erreichen. Das habe der derzeitige Bundespräsident Horst Köhler gesagt und dieser hat Ökonomie studiert – also muss er es wissen. Autoritätsverweise dieser Art geben vielfältig zu denken. Muss, wer vom Glück spricht, Ökonomie studiert haben? Doch was könnte eine Fachwissenschaft über einen Gegenstandsbereich aussagen, für den sie keine Begriffe zur Verfügung hat? Glück ist kein Terminus der Ökonomie. Sie spricht von Wohlstand, Nutzen und Gewinn, niemals jedoch von Glück, von gelingendem Leben, von „Glückseligkeit“, die Aristoteles als Ziel des guten Lebens bestimmt.

Insofern ist es zutreffend: Eine auf Ökonomie orientierte Sozialgesetzgebung kann weder vom Glück reden noch sollte sie versuchen Glück ursächlich zu erzeugen. Was sie vermag, sind Grundbedingungen zu schaffen, die es Menschen ermöglicht, Glück zu erleben, das heißt glückend zu existieren.

Eine Grundbedingung für die mögliche Glückseligkeit eines Menschen ist gegeben bzw. erfüllt, wenn Menschen erfahren können, dass sie Teil eines Gemeinwesens sind, für das im Mittelpunkt seines Selbstverständnisses die Verwirklichung von Gerechtigkeit steht. Verwirklichung von Gerechtigkeit heißt nicht Schaffung eines identischen Lebenssinnes für alle. Es heißt dafür Sorge zu tragen, dass grundlegende Lebensbedingungen erfüllt sind, die zur Basis einer je eigenen Seinsentfaltung genutzt werden können.

Niemand wird durch ein Grundeinkommen glücklich. Das ist nicht sein Sinn. Individuell glückendes Leben besteht nicht im Faktum, ein finanziell sorgenfreies Leben führen zu können. Es ist bestenfalls – und nicht einmal ausschließlich – Bedingung dafür.

Dass dies so ist, zeigen schon heute diejenigen, die weit enthoben aller finanziellen Sorgen ihr Leben weniger leben, denn verleben. Der Eindruck stellt sich nicht ein, dass diese schon deshalb glücklich sind, weil sie über finanzielle Ressourcen im unbeschränkten Maße verfügen. Das Wesentliche lässt sich weder kaufen noch konsumieren. Auch in Zeiten eines bedingungslosen Grundeinkommens wird die Erfahrung einer „Leere“ den Menschen bleibend begleiten. Diese Mangelersahrung wird zu einer Zumutung qualitativ anderer Art führen. Auch in materiell gesicherten Verhältnissen werden Menschen die Erfahrung machen, die in kürzest möglicher Weise von Ernst Bloch formuliert wurde: „Etwas fehlt“.⁴⁶ Wo kein Erwerbszwang die Frage nach dem Sinn der Existenz überdeckt bzw. diese mit jenem beantwortet wird, kann der Aufruf zur Entscheidung, wie und wofür ich leben und arbeiten will, nicht mehr mit vermeintlichen Sachzwängen zugedeckt werden.

Die Vorahnung der Größe und *Ungewöhnlichkeit* dieser Sinn-Zumutung könnte einen Grund bilden, warum die Diskussion über das Für und Wider eines bedingungslosen Grundeinkommens durch eine Vielzahl extremer Reaktionen auffällt. Sei es in einem enthusiastischen Dafür oder in einem bekenntnishaften Dagegen, aber auch in der Weigerung über solche vermeintlichen Spinnereien überhaupt nachzudenken.

Kann es sein, dass die Intensität der Reaktionen von den „ungeheuerlichen“ Möglichkeiten eines ganz anderen Lebens herrühren bzw. in der Frage nach einem Grundeinkommen am schnellsten das jeweilige Menschenbild zur Sprache kommt?

Ein Grundeinkommen macht nicht durch sich glücklich. Es ist materielles Fundament eines möglichen sinnvollen Lebens. Die eigentlichen Zumutungen an eine persönliche Lebensführung beginnen erst dann. Es wurde schon früh erkannt: Für eine Reihe guter Tage braucht es Tugend. „Denn ohne Tugend ist es nicht leicht, das Glück gelassen zu ertragen.“ (ARISTOTELES 2001, IV 8, 1124a).

Die Empfänger eines bedingungslosen Grundeinkommens sind durch dieses nicht frei. Sie sind in die Lage gestellt, sich der Aufgabe ihrer Freiheit

46 BLOCH 1980, S. 413.

zu stellen und ihrer würdig zu werden. Wer sagt, dass diese Aufgabe leichter ist als die bisherige Nötigung einer materiellen Lebenssicherung?

Ist es Aufgabe eines Gemeinwesens möglichst viele in die Lage zu bringen, sich dem Wagnis ihrer Freiheit auszusetzen? Doch wer in der „Gerechtigkeit“ die Existenzbedingung des Staates bestimmt, der nimmt Freiheit wie ihre Folgen immer schon in Anspruch. Wer dürfte es zudem auch wagen, diese Frage für andere zu entscheiden?

Wer diese Frage im Sinne einer Gretchenfrage versteht, braucht darauf auch keine Antwort mehr zu geben. Im verstehenden Vernehmen der Frage hat er sie beantwortet. Freiheit ist Grund der Würde des Menschen und kann von anderen immer nur anerkannt, niemals aber zugesprochen oder verliehen werden.

Von einem freien, in sich stehenden, das heißt von einem selbstverantwortlichen Menschen, das heißt von einer Person, geht eine eigenartige, beinahe ehrfürchtig zu nennende Ausstrahlung aus. Obgleich ihr die höchste Zwiefältigkeit eigen ist, die Freiheit zum Guten wie zum Bösen, folgt aus dieser keine Zweideutigkeit ihres Verhaltens. Sie ist zwar zum Bösen wirklich fähig, wirkend aber ist in ihr die Freiheit zum Guten. An diese bindet sie sich in freier Übereignung ihres Selbst und bewahrt so ihr Ich vor Verwirrung und Irrung.

Ein Grundeinkommen erscheint vielen als ungeheuerliche Möglichkeit. Das ist sie. Denn mit ihrer Verwirklichung braucht und kann die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens (je meines Lebens) nicht mehr mit seiner bloßen Existenzsicherung beantwortet werden. Die Aufgabe, sich dieser Sinnzumutung zu stellen und diese „arbeitend“ zu vollziehen macht Angst – führt sie doch vor die eigene Freiheit und somit in den Grund des eigenen Wesens.

Literatur

- ARISTOTELES (2001): Die Nikomachische Ethik. Griechisch-deutsch. Übersetzt von Olof Gigon, Düsseldorf/Zürich 2001.
- ARISTOTELES (1981): Politik. Griechisch-deutsch. Übersetzt von Eugen Rolfes, Hamburg 1981.
- ABLÄNDER, MICHAEL S. (2005): Bedeutungswandel der Arbeit. Versuch einer historischen Rekonstruktion, in: aktuelle analysen 40 (Hanns-Seidel-Stiftung München, Akademie für Politik und Zeitgeschehen), München 2005.
- BLANCO, Unternehmensleitlinien. www.blanco.de.
- BLOCH, ERNST (1980): Etwas fehlt – Glück und Utopie. Ein Gespräch mit Theodor W. Adorno, moderiert von Horst Krüger, in: Funk-Kolleg Praktische Philosophie/Ethik. Reader, Band 1, Frankfurt am Main 1980.
- BOHMEIER, AXEL (2004): Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen?
(http://www.koerberstiftung.de/wettbewerbe/studienpreis/archiv/mythos_markt/archiv/beitraege/2004-0260-bohmeyer.pdf).
- BUCHER, ALEXIUS J. (2000): Verantwortlich handeln. Ethik in den Zeiten der Postmoderne, Regensburg 2000.
- DIETZ, KARL-MARTIN (2007): Die ontologische Grundlage der Autonomie des Menschen und ihr Rang in der modernen Führungspraxis, in: Waldemar Schreckenberger (Hrsg.), Recht, Staat und kulturelle Entwicklung, Speyerer Arbeitsheft Nr. 191, Speyer 2007.
- DI FABIO, UDO (2006): Soziale Gerechtigkeit und Verfassung, in: Politische Studien 57 (2006), 406.
- FELLERMEIER, JAKOB (1957): Art. Arbeit, in: Lexikon für Theologie und Kirche (Bd.1), Freiburg im Breisgau 1957ff.
- GEHLEN, ARNOLD (1961): Ein Bild vom Menschen. Mensch und Institutionen, in: Anthropologische Forschung, Reinbek bei Hamburg 1961.
- GLASER, JÜRGEN; HORNING, SEVERIN; LABES, MONIKA (2007): Indikatoren für die Humanressourcenförderung. Humankapital messen, fördern und wertschöpfend einsetzen, (Hrsg.) Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Bremerhaven 2007.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON (1977): Faust. Erster und zweiter Teil, München 1977.
- HAUNSCHILD, A (2004): Humanvermögensrechnung, in: Gaugler, E.; Oechsler, W.A.; Weber, W. (Hrsg.): Handwörterbuch des Personalwesens. 3. Aufl. Stuttgart 2004.
- HAUSER, FRANK; SCHUBERT ANDREAS; AICHER MONA (2007): Abschlußbericht Forschungsprojekt Nr. 18/05. Unternehmenskultur, Arbeitsqualität und Mitarbeiterengagement in den Unternehmen in Deutschland. Ein Forschungsprojekt des Bundesministeriums für Arbeit und Soziale, Berlin 2007 (PDF-Datei).
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH (1973): Phänomenologie des Geistes, stw 8, Frankfurt am Main 1973.
- HEIDEGGER, MARTIN (1977): Sein und Zeit, GA, Bd. 2, Frankfurt am Main 1977.
- HEIDEGGER, MARTIN (1977): Die Zeit des Weltbildes, GA, Bd.5, Frankfurt am Main 1977.
- HEIDEGGER, MARTIN (1976): Wegmarken, GA, Bd. 9, Frankfurt am Main 1976.
- HEIDEGGER, MARTIN (1982): Parmenides, GA, Bd. 54, Frankfurt am Main 1982.
- HEIDEGGER, MARTIN (1984): Hölderlins Hymne „Der Ister“, GA, Bd. 53, Frankfurt am Main 1984.
- HEIDEGGER, MARTIN (1984): Grundfragen der Philosophie. Ausgewählte ‚Probleme‘ der ‚Logik‘, GA, Bd. 45, Frankfurt am Main 1984.
- HEIDEGGER, MARTIN (1984): Nietzsche. Der Wille zur Macht als Kunst, GA, Bd. 43, Frankfurt am Main 1985.

- HEIDEGGER, MARTIN (1990): 1. Nietzsches Metaphysik 2. Einleitung in die Philosophie. Denken und Dichten, GA, Bd. 50, Frankfurt am Main 1990.
- HEIDEGGER, MARTIN (1994): Bremer und Freiburger Vorträge, GA, Bd. 79, Frankfurt am Main 1994.
- MARTIN, HEIDEGGER (1998): Logik als die Frage nach dem Wesen der Sprache, GA, Bd. 38, Frankfurt am Main 1998.
- HEIDEGGER, MARTIN (2000): Reden und andere Zeugnisse, GA, Bd. 16, Frankfurt am Main 2000.
- HENGSBACH, FRIEDHELM (2006), Devisen Arbeit und Brot, in: fr-online.de vom 27.05.2006. http://www.frankfurter-rundschau.de/in_und_ausland/wirtschaft/aktuell/?em_cnt=891694.
- HOMANN, KARL; SUCHANEK, ANDREAS (2000): Ökonomik. Eine Einführung, Tübingen 2000.
- HÖFFE, OTFRIED (2007): Das Unrecht des Bürgerlohns, in: FAZ vom 22.12.2007.
- HÖFFNER, JOSEPH (1983): Christliche Gesellschaftslehre, 8., erw. Auflage, Kevelaer 1983.
- KAFKA, FRANZ (1990): Der Proceß. In der Fassung der Handschrift. Hg. von Malcolm Pasley, Frankfurt am Main 1990.
- KNUTH, HANS CHRISTIAN (2007): Das Grundeinkommen in theologischer Sicht. Text eines Vortrags von Bischof Dr. Hans Christian Knuth, Schleswig, am 27.11.2007, Tagung des KDA zum Thema Grundeinkommen. (<http://www.nordeelbien.de/nordeelbien/nor.abisz.bischoefe/index.html>).
- KREUTZ, HENRIK (2007): Welche gesellschaftlichen Strukturen bieten dem ausgelieferten Individuum Rückhalt?, in: zur debatte 37, 2007.
- LENK, HANS (2008), Von der Arbeits- zur Selbstbildungs- und Eigenleistungsgesellschaft. Aspekte und Thesen zum Wandel des Arbeitsbegriffs, Universitätsverlag Karlsruhe 2008.
- LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE (1957). (LthK). Hrsg. Josef Höfer / Karl Rahner, Freiburg im Breisgau, Herder 1957 f.
- NIDA-RÜMELIN, JULIAN (2008): Integration statt Ausstieg. Ein bedingungsloses Grundeinkommen würde unsere Gesellschaft noch weiter spalten, (05.06.2008), URL:/fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1345518
- MANSTETTEN, REINER (2000): Das Menschenbild der Ökonomie. Der *homo oeconomicus* und die Anthropologie von Adam Smith, Freiburg und München 2000.
- METZGER, OSWALD (2007): Ich bin auf dem Sprung, in: stern.de/politik/deutschland/603071.html. (20.11.2007).
- METZGER, OSWALD (2007): Auf dem Weg in die Hauptstadt, in: stern.de/politik/deutschland/603474.html. (23.11.2007).
- METZGER, OSWALD (2007): Metzger will in die Versenkung, in: stern.de/politik/deutschland/604432.html. (05.12.2007).
- MORAVEC, HANS (1990): Mind Children. Der Wettlauf zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz, Hamburg 1990.
- MÜLLER, HERIBERT (2008): Olympia-Boycott hilft Tibet nicht, in: Magazin Wirtschaft 6/2008.
- NUTZINGER, HANS (2005): Im Reich Gottes geht es anders zu. Das Neue Testament eignet sich nur wenig zur Ableitung eines unmittelbaren ordnungspolitischen Anspruchs, in: FAZ vom 24.12.2005, Nr. 300.
- PLATON (1988): Platon. Sämtliche Dialoge. Band II. Menon – Kratylos – Phaidon – Phaidros, Hamburg 1988.
- REITERER, FRIEDRICH VON (1993): Art. Arbeit. I. biblisch-theologisch, in: Lexikon für Theologie und Kirche (1993-2001), Freiburg – Basel – Wien 1993.
- ROHRHIRSCH, FERDINAND (1996): Wissenschaftstheorie und Qumran. Fribourg u. Göttingen 1996.
- ROHRHIRSCH, FERDINAND (2005): Erfolg – Ethik – Sinn. Faktoren einer nachhaltigen Mitarbeiter- und Unternehmensentwicklung, Universitätsverlag Karlsruhe 2005.

- ROHRHIRSCH, FERDINAND (2007): Der ‚gläserne‘ Mensch als Resultat einer Selbstentwürdigung und mögliche Gegenstrategien, in: zur debatte 37 (2007) 4.
- ROHRHIRSCH, FERDINAND (2007a): „Verstehen ist immer gestimmtes.“ Zur Spiritualität von Lehrenden und Lernenden im Kontext eines Studiums der Katholischen Theologie, in: Möde, E. (Hg.) Theologie der Spiritualität – Spiritualität der Theologie(n), Regensburg 2007.
- ROHRHIRSCH, FERDINAND (2008): Ethik einer Wirtschaft im Wandel, in: Deutsches Architektenblatt, Ausgabe Nordrhein-Westfalen 40 (2008) 7.
- ROHRHIRSCH, FERDINAND; LUDWIG-PAUL HÄUBNER (2007): Unternimm mit anderen. Führung als Selbstführung im unternehmerischen Mitsein. Universitätsverlag Karlsruhe 2007.
- RÜCKLE HORST (2008): So interpretieren Sie Körpersprache richtig, in: Magazin Wirtschaft 03/2008.
- SCHILLER, FRIEDRICH (2000): Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Mit den Augustenburger Briefen, hg. v. Klaus L. Berghahn, Stuttgart 2000.
- SIMON, HERMANN (2007): Hidden Champions des 21. Jahrhunderts. Die Erfolgsstrategien unbekannter Weltmarktführer, Frankfurt / New York. 2007.
- SINN, HANS-WERNER (2005): Man muss das Kapital hätscheln (Interview von Uwe Westdörp), in: Neue Osnabrücker Zeitung vom 19.04.2005.
- SINN, HANS WERNER (2006): Interview in Chrismon (EV. Magazin), Beilage in der Zeit, Nr. 11 vom 09. 03. 2006. (Auch unter <http://www.chrismon.de/699.php>).
- WALTER, ROLF (HRS.G.) (1997): Wirtschaftswissenschaften. Eine Einführung. München u.a. 1997.
- WEBER, MAX (2004): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Dirk Kaesler, München 2004.
- WERNER, GÖTZ W. (2004): Wirtschaft – das Füreinander-Leisten. Antrittsvorlesung am 11.05.2004 an der Universität Karlsruhe (TH), Universitätsverlag, Karlsruhe 2004.
- WERNER, GÖTZ W. (2004a): Immer am säen, in: a tempo, 2004, Nr. 12..
- WERNER, GÖTZ W. (2005): Wir leben in paradiesischen Zeiten, in: brand eins 3/2005.
- WERNER, GÖTZ W. (2006): „Halte ich meine Mitarbeiter für Tiere oder wirklich für Menschen?“, in: Wirtschaftswoche 40/2006.
- WERNER, GÖTZ W. (2006a): Führung für Mündige. Subsidiarität und Marke als Herausforderungen einer modernen Führung, Universitätsverlag Karlsruhe 2006.
- WERNER, GÖTZ W. (2006b): Ein Grund für die Zukunft: das Grundeinkommen; Stuttgart, 1. Auflage, 2006.
- WERNER, GÖTZ W. (2006c): Das manische Schauen auf Arbeit macht uns alle krank, in: Der Stern 17/2006.

Der Verfasser:

Prof. Dr. **Ferdinand Rohrhirsch**, * 1957 in Offingen an der Donau

- mittlerer Schulabschluss
- Ausbildung und Berufstätigkeit bei der Deutschen Bundesbahn
- Studium der Theologie (Dipl.-Theol.) und Philosophie (M.A.),
Promotion, Habilitation (Dr. theol. habil.)
- außerplanmäßiger Professor für Philosophie an der Katholischen
Universität Eichstätt
- Arbeitsschwerpunkte: Martin Heidegger, Praktische Philosophie,
Führungs- und Unternehmensethik
- Autor, Coach, Referent und Berater, vorrangig zu den Themen
Führungs- und Unternehmensethik

Internet: www.ferdinand-rohrhirsch.de

E-Mail: ferdinand.rohrhirsch@ku-eichstaett.de

Impulse für eine
unternehmerische Gesellschaft
Band 2



Das Gesetz aber haßt man nicht, wenn es das Anständige befiehlt.

[D]ie Fürsorge für die Gemeinschaft vollzieht sich bekanntlich durch Gesetze und die gute Fürsorge durch gute Gesetze.

Aristoteles

Nikomachische Ethik, 10 Buch, Kap.10, (1180b)

ISSN: 1866-2218

ISBN: 978-3-86644-325-9

www.uvka.de